

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Megafon der Staatsmacht

Schweizer Radio und Fernsehen: Verlässlich im Dienst der politischen Klasse.

Von Roger Köppel

Therapie ausser Kontrolle

Der haarsträubende Fall einer angeblichen Misshandlung. *Von Philipp Gut*

«Sie überzeugte die Briten, dass es nichts gratis gibt»

Exklusiv: Ihr engster und treuester Mitarbeiter erinnert sich an Lady Thatcher.

Von Urs Gehrig



15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Intern

Die Trauerfeier für Margaret Thatcher (1925–2013) war ein Zeremoniell der Superlative wie es Grossbritannien – ausser für Royals – seit der Beisetzung Winston Churchills 1965 nicht mehr erlebt hat. Wenige Stunden nach dem Akt, der entgegen allseitigen Prophezeiungen friedlich verlaufen ist, hat Thatchers persönlicher Sekretär Baron Butler die *Weltwoche* in seiner Residenz empfangen. Als höchster Staatsdiener Grossbritanniens diente Butler fünf Premierministern. Anhand von zahlreichen unbekanntem Anekdoten gibt er im Gespräch mit Roger Köppel und Urs Gehrig erstmals Einblick in die Szenen, die sich hinter den



Thatchers Sekretär: Baron Butler.

Kulissen der Macht abspielten. Er zeichnet ein Bild Thatchers, das gar nicht zum Klischee der «Eisernen» passt. Sie sei oft unsicher und vor Reden schrecklich nervös gewesen. Seine Rolle beschreibt Butler so: «Ich betrachtete es als meine Pflicht, das Pferd mit genau der richtigen Anzahl Schweissperlen auf den Flanken in die Startbox zu führen.» Seite 50

Es ist der perfekte Albtraum. Eltern erfahren, dass für ihren Sohn eine «Kindswohlfährdung» gestellt worden sei. In amtlichen Dokumenten ist von psychischer und physischer Misshandlung und Gewalt die Rede. Mehr noch: Dem Sohn gehe es so schlecht, dass er Amok laufen könnte, vermuten die Behörden. Doch die Vorwürfe und Verdächtigungen sind falsch. Angehört worden sind die Eltern nicht. Als sie sich zu wehren beginnen, glaubt ihnen keiner. Der Albtraum ist Realität. Familie Zuber (Name geändert) hat ihn erlebt, in der

Zürcher Gemeinde Fällanden am Greifensee. Erst ein Gutachten des Kinder- und Jugendpsychologen Allan Guggenbühl stoppt die wilde Verdächtigungskaskade. Der Fall, den Philipp Gut recherchiert hat, steht beispielhaft für einen überbordenden Sozial- und Therapiestaat, in dem sich Fachleute selber beschäftigen und gegenseitig bestärken – ohne kritische Gegenfragen und Selbstkritik. Dazu passt, dass niemand für die Behördenwillkür verantwortlich sein will. Seite 26



Alles ausverkauft: Cabaret-Duo Divertimento.

Seit über zehn Jahren ist das Cabaret-Duo Divertimento in der Schweiz unterwegs. Trotzdem sieht man von den beiden Humoristen nie ein Plakat hängen. Sie brauchen keine Werbung – ihre Vorstellungen sind schon Monate im Voraus ausverkauft. Seit Emil Steinberger hat nie mehr ein Komiker in der Schweiz die Massen ähnlich bewegt, wie Jonny Fischer und Manu Burkart es tun. Rico Bandle hat die beiden hinter den Kulissen getroffen und ist den Gründen für ihren beispiellosen Erfolg nachgegangen. Seite 12

Schon oft hatte Andreas Kunz gerätselt, wie zwei Freundinnen mehrere Stunden allein mit Reden verbringen können. Um den mysteriösen Frauenfreundschaften auf den Grund zu gehen, lud er letztes Wochenende drei Freundinnen zu sich ein. Er bekochte sie, öffnete seinen Weinkeller – und fand so im Laufe des Abends einige Geheimnisse heraus. Am Ende des Abends hatten die Frauen Kunz nicht nur an die Wand geredet, sondern auch unter den Tisch getrunken. Kaum waren sie nach Hause gegangen, schlief Kunz vollkommen erschöpft auf seinem Sofa ein. Seite 42 *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Exklusive Golfkurse in Gstaad

Für Sie hat die Weltwoche auf einem der schönsten Golfplätze der Alpen einige begehrte Ausbildungsplätze reserviert. An fünf intensiven Tagen lernen Sie im Golfclub Gstaad-Saanenland im Berner Oberland den perfekten Golfschwung, üben ausgiebig kurze und lange Schläge, Putten, Pitchen sowie Chippen und erhalten Einblick in die Regel- und Etikettenkunde. Ihr idealer Start ins Rasenspiel!

Intensivkurse für Anfänger und Fortgeschrittene:

Kurs 1: 2. bis 7. Juni
Kurs 2: 9. bis 14. Juni
Kurs 3: 6. bis 11. Oktober
(keine Klubmitgliedschaft nötig)

Programm:

Sonntag: Individuelle Anreise und Zimmerbezug; Welcome-Cocktail im Golfclub um 18.30 Uhr; anschliessend Wochenplanung, Gruppeneinteilung (je fünf bis sieben Personen) und Diner im Hotel.

Montag bis Donnerstag: Intensivkurs, abwechslungsweise von 9 bis 12 Uhr und von 14 bis 17 Uhr (inkl. Videoanalyse).

Freitag: Abschluss-Competition und Preisverteilung.

Leistungen des Golfclubs: Welcome-Present, Leihschläger, Übungsbälle und freie Benützung der Driving-Range (bei entsprechender Qualifizierung Platzbenützung möglich).

Intensivkurse für Fortgeschrittene:

Kurs 4: 27. bis 29. September
Kurs 5: 4. bis 6. Oktober
(Klubmitgliedschaft nötig)

Programm:

Freitag und Samstag: Intensivkurs, abwechslungsweise von 9 bis 12 Uhr und von 14 bis 17 Uhr (inkl. Videoanalyse, kurzen Spiels, Schläge aus schwierigen Lagen, Spiel-taktik, Golfplatz-Management).

Sonntag: Handicap-Competition, Preisverteilung.

Weltwoche Spezialangebot

Golfhotel Les Hauts de Gstaad****

www.golfhotel.ch

Preise Kurse 1-3: EZ Süd oder DZ Süd / Person: Fr. 750.-, inkl. Golfkurs: Fr. 1330.- (statt Fr. 1810.-)

Preise Kurse 4-5:

EZ Süd oder DZ Süd / Person: Fr. 296.-, inkl. Golfkurs: Fr. 436.- (statt Fr. 720.-)

Hotel Kernen***

www.hotel-kernen.ch

Preise Kurse 1-3: EZ Nord: Fr. 570.-, inkl. Golfkurs: Fr. 1150.- (statt Fr. 1540.-); DZ Süd / Person: Fr. 620.-, inkl. Golfkurs Fr. 1200.- (statt Fr. 1590.-)

Hotel des Alpes***

www.desalpes.ch

Preise Kurse 4-5: EZ Nord: Fr. 150.-, inkl. Golfkurs: Fr. 390.- (statt Fr. 510.-); DZ Süd / Person: Fr. 170.-, inkl. Golfkurs Fr. 410.- (statt Fr. 530.-)

Alle Details und Leistungen finden Sie auf: www.weltwoche.ch/platinclub

Anmeldung:

bis zwei Wochen vor Kursbeginn direkt beim

Golfclub Gstaad-Saanenland

www.golfclubgstaad.ch

Telefon: +41 (0)33 748 40 30

sekretariat@golfclubgstaad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



GOLFCLUB GSTAAD-SAANENLAND



Jetzt erst recht

**Hoeness und Widmer-Schlumpf.
Ein schlimmer Verdacht.**

Von Roger Köppel

Die Debatte über den deutschen Fussballmanager Uli Hoeness geht verlässlich in die falsche Richtung. Natürlich stimmt es, dass sich die Leute an die Gesetze ihres Landes halten müssen. Noch sind zu viele Details unbekannt. Spekulationen über Motive und Absichten des erfolgreichen Unternehmers verbieten sich. Wahr bleibt: Er hätte in der Schweiz kein Geld verstecken dürfen.

Was allerdings weit stärker irritiert: Medien und deutsche Politiker geben dem Thema eine viel zu hohe Bedeutung. Steuerhinterziehung ist nicht das zentrale Problem der Gegenwart. Die aufsehenerregende Jagd nach Steuer-sündern freilich liefert der Politik ein probates Ablenkungsmanöver. Der Volkszorn kann auf Sündenböcke aus der Oberschicht gelenkt werden. Niemand redet dann über die staatlichen Schuldenberge, die von den Politikern angehäuft wurden, weil sie mit ihren Steuereinnahmen nicht sorgfältig umgingen.

Eigentlich müssten die Medien den Trick durchschauen. Doch sie sind selber zu Komplizen der Verdrängung geworden. Als die deutschen Behörden vor ein paar Jahren damit angingen, widerrechtlich beschaffte Bankdaten aus der Schweiz zu kaufen, waren sie sich bewusst, dass sie sich strafbar machen könnten. Sei es nach deutschem oder auch nach Schweizer Recht. Die *Süddeutsche Zeitung* schrieb damals einen in seiner Offenheit erschütternden Bericht.

Kanzlerin Merkel, betonte einer der Autoren, sei sich zwar bewusst, dass sie sich mit dem Kauf gestohlener Daten ins rechtsstaatliche Unterholz gebe. Doch habe man sich bewusst gegen die «reine juristische Lehre» entschieden aufgrund einer «politischen Gemengelage», die solches Verhalten rechtfertige. Mit anderen Worten unterstützte die Zeitung den Entscheid einer deutschen Kanzlerin, sich aus politischen Gründen über den eigenen Rechtsstaat hinwegzusetzen. Die politische Moral soll über den Gesetzen stehen. In Steuerfragen wird der Rechtsstaat suspendiert. Man hätte nicht gedacht, dass kritische Zeitungen in Deutschland solche Machtanmassungen unterstützen.

Vielleicht liegt darin der wesentliche Grund, weshalb Leute wie Hoeness den Zusagen ihrer Politik nicht trauen, Steuersünder könnten sich anonym selber anzeigen und den Fall unter Wahrung der Vertraulichkeit bereinigen. So lautet das Angebot der deutschen Behörden an ihre steuerunehrlichen Bürger. Doch wenn man



«Komplizen der Verdrängung.»

sieht, wie der Bayern-Manager derzeit durch die Öffentlichkeit geschleift wird, muss man am obrigkeitlichen Willen zur Diskretion ernsthaft zweifeln. Niemand wird sich selber anzeigen, wenn die Finanzämter die Informationen an Politiker oder an Zeitungen weiterleiten.

Die Wahrscheinlichkeit aber, dass bei prominenten Personen genau dies geschieht, ist gross, weil vor allem die politische Linke ein Interesse hat, ihre Jagd auf «Reiche» möglichst publikumswirksam zu inszenieren. Die Vorgänge um Hoeness, die auf der Linken als nachträglicher Beweis für die Untauglichkeit des deutsch-schweizerischen Steuerabkommens interpretiert werden, belegen es: Die Linken sind vorrangig nicht an einer Lösung der deutschen Steuerproblematik interessiert. Sie wollen Namen, und sie wollen Strafverfahren, weil sie sich vom Klassenkampf gegen wohlhabende Steuerhinterzieher politisches Kapital versprechen.

Einspruch: Es gibt auch legitime Kritik am einstigen Steuerabkommen. Viele Deutsche stören sich aus nachvollziehbaren Gründen daran, dass man viele kleine entlarvte Steuersünder bestrafte, während man die grossen Fische im Rahmen eines Abgeltungsmodells anonym durchs Netz habe schlüpfen lassen wollen. Die Forderungen, es sei gegenüber den früher bestrafte Steuerhinterziehern ungerecht, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Neben falschem Moralismus und politischem Kalkül gibt es auch intaktes Rechtsempfinden.

Trotzdem müssen sich die Deutschen fragen, wie weit sie in ihrer Vendetta gegen Steuersünder gehen wollen. Will man den totalen Spitzel- und Stasi-Staat, um auch an die letzten unversteuerten Vermögen zu gelangen? Die weltweite Einführung des automatischen Informationsaustauschs ist die Forde-

rung von Politikern, die den Wert der finanziellen Privatsphäre weder kennen noch zu schätzen wissen. Selbst Schweizer Bundesrätinnen beteiligen sich an diesem antifreiheitlichen Streben.

Im Windschatten der politischen Vorstösse baut sich Misstrauen auf: Die Verglasung der Bürger bringt es mit sich, dass künftig jeder, der auf dem Schutz seiner Privatsphäre beharrt, in den Augen der anderen bereits ein halber Krimineller ist. Wer nichts zu verbergen hat, der brauche auch keine Rückzugszonen und Verstecke. Dahinter wächst, in ersten Keimen, das Unheil des totalitären Staats: Wer sich dem totalitären Staat, der alles in sich aufnehmen will, verweigert, macht sich in den Augen dieses Staats verdächtig. Der Kampf gegen die Steuerflucht produziert eine Machtverschiebung vom Bürger zum Staat, die jeden Liberalen alarmieren muss.

Wenn alle Staaten die finanzielle Privatsphäre ihrer Bürger schleifen, sollte die Schweiz unbedingt den Schutz verschärfen. Wie kann man so verrückt sein, das eigene Bankkundengeheimnis freiwillig abzugeben? Wie kommen Bankiers und Bundesrätinnen dazu, über den Bestand dieses Bankkundengeheimnisses auch nur schon Überlegungen anzustellen? Zur Erinnerung: Der Schutz der finanziellen Privatsphäre ist Teil unserer Rechtsordnung. Wer diesen Schutz beseitigen will, muss zuerst das Volk fragen. Möge der Souverän entscheiden. Politik und Banken haben weder die Macht noch das Recht, solche Veränderungen einzuleiten.

Bundesrätin Widmer-Schlumpf will sich «bewegen». Die Musterschülerin im Bundeshaus sagte kürzlich in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*, dass man von der Schweiz nicht erwarten könne, dass sie «plötzlich» ausländisches Recht übernehme. Die Schweiz werde sich «bewegen», aber bitte nach ihren eigenen Regeln. Es war ein typischer Widmer-Schlumpf-Satz: Die Schweiz wird nachgeben, aber lasst es uns doch so gestalten, dass es aussieht, als hätten wir es selber so gewollt. Die Kapitulation als nachholende Erfüllung von Forderungen, denen man sich von vorneherein beugt, um sie aus kosmetischen Gründen erst hinterher umzusetzen. So sieht Politik aus, der man das Rückgrat amputierte.

Je länger die karrierebewusste Bündnerin in Bern an der Demontage der schweizerischen Unabhängigkeit arbeitet, desto unheilvoller steigt ein Verdacht auf: Möglicherweise war es tatsächlich Christoph Blochers grösster Fehler, jemals in den Bundesrat zu gehen. Der Bundesrat mit Blocher war zwar besser als der Bundesrat ohne Blocher. Schlimmer aber als ein Bundesrat ohne Blocher ist ein Bundesrat mit Widmer-Schlumpf, die es ohne Blocher im Bundesrat heute im Bundesrat nicht geben würde.



Freundinnen: van der Vaart, Boulahrouz. Seite 42



Classe politique: SRF-Hauptsitz. Seite 22



Hoffnungsträgerin: Amanda Thatcher. Seite 48



«Primitive Skalpjägeri»: Juso-Protest. Seite 30

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Schengen/Dublin: Ablenkung gelungen**
- 9 **Im Auge Timothy Doner, Sprachgenie**
- 10 **Kommentar Historische Niederlage der FDP in Zürich**
- 11 **Personenkontrolle Burkhalter, Gétaz, Jones, Engel, van Hüllen**
- 11 **Nachruf Storm Elvin Thorgerson, Grafiker**
- 12 **Einfach nur lustig**
Der fast unbemerkte Aufstieg des Cabarets Divertimento
- 16 **Die Deutschen Alles Peanuts**
- 16 **Wirtschaft Wäre ein Sparverbot die Lösung?**
- 17 **Ausland Terrorismus: Schotten dicht!**
- 18 **Mörgeli Städte bauen, Städte zerstören**
- 18 **Bodenmann Freisinnige Sonne geht auf**
- 19 **Medien Journalisten recherchieren nicht mehr**
- 19 **Gesellschaft Was macht glücklich?**
- 20 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

- 22 **Megafon der Staatsmacht**
Der Staatssender ist ein Sprachrohr der politischen Klasse

26 Therapie ausser Kontrolle

Falsche Verdächtigungen im überbordenden Therapiestaat

28 Professoren spielen Richter

Was ist faul am Richtertempel in Strassburg?

30 Gleichheit für die Eidgenossen

Die gezielten Falschbehauptungen der Linken

34 Eine Stadt gegen das Sozialkartell

Der Rorschacher Stadtpräsident kritisiert die Sozialhilfe

36 Das Endspiel ist eröffnet

SVP, FDP und CVP wollen das Bankgeheimnis im Inland retten

38 Dostojewski in Lederhosen

Erfolgsmensch Uli Hoeneß und sein Sündenfall

40 Essay Politik vs. Wissenschaft

41 Essay Das Zündeln der Japaner

42 Unter Frauen

Expedition in das Reich der Frauenfreundschaften

44 Fräulein Gurke macht sich aus dem Staub

Die Kinder- und Jugendbuchmesse in Bologna

46 Die Hüterin des Heimatlandes

Janet Napolitano, die amerikanische Sicherheitschefin

48 Die eiserne Enkelin

Margaret Thatchers Erbin Amanda tritt ins Rampenlicht

55 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 3. Juni 1955



«Sie las nie die Zeitung»: Baron Butler, Thatchers ehemaliger Privatsekretär. Seite 50

Interview

50 «Sie überzeugte die Briten, dass es nichts gratis gibt»

Kaum jemand kannte Margaret Thatcher intimer als Baron Robin Butler, der ihr Privatsekretär war. Erstmals erzählt er, was er hinter den Kulissen erlebt hat

Stil & Kultur

- 56 Stil & Kultur Eugenio Recuenco, Fotograf
- 58 Bestseller
- 58 Literatur José Saramagos «Claraboa» erscheint auf Deutsch
- 59 Literatur Friedrich Dürrenmatts wundersames Höllen-Paradies
- 59 Jazz Lia Pale
- 60 Top 10
- 60 TV-Serien «Sons of Anarchy» auf DVD
- 61 Fernseh-Kritik «Bumann der Restauranttester»
- 62 Namen Von Ursula Andress bis Tonia Maria Zindel
- 63 Hochzeit Fiona Hermann und Dominic Joray
- 63 Thiel Solidarschaden
- 64 Wein Kellerei Terlan: Alto Adige Terlaner Chardonnay 2000
- 64 Die Besten Zwei Gadgets und ein Zeichner
- 65 Auto BMW 650i xDrive Gran Coupé
- 65 Zu Tisch «Oud Sluis», EA Sluis (NL)
- 66 MvH trifft Oliver Schnyder, Konzertpianist

WW MAGAZIN

JETZT AUCH FÜRS iPAD

Erhältlich im
Apple-
Zeitungskiosk
GRATIS



WIE DER LIEBESKUMMER SEIN *Glück* FAND.



Mit Alkohol bleiben Probleme nie lange allein.
Das Blaue Kreuz Zürich hilft.



Ablenkung gelungen

Von Peter Keller — Das Schengen/Dublin-Abkommen bringe mehr Sicherheit, weniger Asylgesuche und schütze das Bankgeheimnis, versprach der Bundesrat 2006. Richtig ist das Gegenteil.



Spiel der Realitätsverweigerung: Justizministerin Sommaruga (SP), Migrationschef Gattiker.

Für drei Tage musste der Nationalrat nachsitzen. Die SVP-Fraktion setzte eine ausserordentliche Session durch und diktierte gleich die Tonlage des Themas: «Schengen/Dublin-Realität: Freie Fahrt für Kriminelle und Asylmissbrauch». Am Ende der Debatte quatschte die Schweiz über die Frage, ob DNA-Tests für bestimmte Gruppen von Asylbewerbern statthaft seien oder ob diese, wie der grünliberale Parteipräsident Martin Bäumle einwarf, eher an den Judenstempel in Schweizer Pässen während des Zweiten Weltkrieges erinnerten.

Ablenkung gelungen, könnte man anerkennend festhalten, denn eigentlich stimmte das Parlament über mehr als zwanzig verschiedene Vorstösse ab – und um bei den Grünliberalen zu bleiben: Die Partei schaffte es, selbst die Grünen links zu überholen. Motion «Nulltoleranz für randalierende Asylsuchende»? Nicht mit den Grünliberalen. Motion «Rückübernahmeabkommen mit den wichtigsten Herkunftsländern aushandeln»? Ein geschlossenes Nein der Grünliberalen. Motion «Rückführungen per Zug!» für abgewiesene Asylbewerber? Für die Grünliberalen offenbar ein zu wenig ökologischer Ansatz. Postulat «Schengen/Dublin muss endlich funktionieren»? Nee. «Sisyphusarbeit der Polizei gegen kriminelle Asylbewerber stoppen»? Ohne uns.

Bäumles Partei war nicht einmal bereit, das Grenzwachtkorps aufzustocken, was sonst in allen Parteien grosse Zustimmung fand (170 Ja zu 14 Nein).

Die Debatte war ein schönes Beispiel von Realitätsverweigerung und Geschichtsklitterung. BDP-Präsident und UBS-Lobbyist Martin Landolt erklärte, das heutige System der offenen Grenzen sei «erfolgreicher als das frühere, insbesondere dank internationaler Zusammenarbeit und mobiler Kontrollen». Wirklich? 2011 stieg die Zahl der Diebstähle gesamtschweizerisch um 16 Prozent. In der ersten Jahreshälfte 2012 nahm die Asylkriminalität um über 70 Prozent zu (in den Kantonen Aargau, Bern, Jura, Neuenburg, St. Gallen, Tessin, Wallis und Zürich). Der Basler Justizdirektor gab bekannt, dass in der Beschuldigten-Statistik 10 Prozent der Delikte auf Asylsuchende fallen (bei 0,5 Prozent Anteil an der Wohnbevölkerung).

Sommaruga ruft in Erinnerung

Vor der Schengen/Dublin-Abstimmung 2006 versprach der Bundesrat «mehr Sicherheit». Auch die Kantone würden den «Sicherheitsgewinn begrüssen». Begrüssen konnten die Kantone vor allem Kriminaltouristen aus dem Ausland. 2011 entfielen 22 Prozent der Delikte

»» Fortsetzung auf Seite 10

Bollywood im Kopf



Timothy Doner, Sprachgenie.

In einschlägigen sozialen Netzwerken halten Lihn viele für einen Autisten. Oder sie fragen ihn, ob er sich auf eine Agentenkarriere beim Mossad vorbereite. Timothy Doner, 17, lebt in Manhattan bei den Eltern und spricht 23 Sprachen. Es können aber schon mehr sein, denn er schnappt überall, in der U-Bahn, im Internet, neue Signale auf. Im Taxi überraschte er kürzlich den Fahrer mit seinen Kenntnissen in Hausa, einer westafrikanischen Stammessprache.

Timothy ist multilingual, mehrzünftig, was bei einem jungen Amerikaner eher überrascht, gelten Yankees doch als sprachlernfaul, weil sie ohnehin auf der ganzen Welt verstanden werden. Das Phänomen heisst Polyglottismus und tönt wie eine Krankheit. Damit lebte schon Friedrich Engels, der mit Karl Marx den Kommunismus erfand und etwa 36 Idiome verstand, noch übertroffen vom italienischen Kardinal Mezzofanti, der es auf 39 brachte. Die Voraussetzungen für diese Schneeballexplosion von Wörtern im Gehirn sind nicht schlüssig geklärt. Timothy lernte, wie er der *New York Times* erzählte, vor vier Jahren Hebräisch, als er sich auf seine Bar-Mizwa-Feier vorbereitete. Das führte ihn zum Arabischen, das er in einem Sommercamp innert einer Woche kapierte. In der Highschool belegt er Französisch, Mandarin, Latein und Altgriechisch. Deutsch lernte er durch alte Filme über den Zweiten Weltkrieg, Hindi von Bollywood-Dialogen; die meisten anderen Sprachen über Flashcards auf dem iPhone, über Videos und Zeitungslektüre im Internet. Auf Youtube mobilisierte er innert zwei Tagen 10 000 Bewunderer im Orient, als er auf Paschtunisch parlierte. Er kann auch Wolof, isiXhosa, Swahili, Farsi und das Ojibwe der Indianer. Für eine Sprache braucht er zwei, drei Wochen. Vielleicht stösst er auch auf Rumantsch?

Die Frage, die sich ihm noch nicht stellt: Was wird aus einem Überbegabten, dem 15 Stunden am Tag immer neue Welten durch den Kopf rauschen? Reiseleiter, Übersetzer, Coca-Cola-Weltbotschafter oder der erste Mensch, der alle in der Uno versammelten Sprachen versteht?

Peter Hartmann

auf diese Gruppe. In der Kriminalstatistik wurden 2012 über 750 000 Straftaten erfasst. Im Vergleich zum Vorjahr hat die Anzahl Straftaten nochmals zugenommen: um 9 Prozent (+52 026). Bei den Diebstählen war die Zunahme besonders ausgeprägt (+11 Prozent, +24 276). Ebenfalls angestiegen ist die Zahl der Verzeigungen aufgrund von Widerhandlungen gegen das Ausländergesetz (+15 Prozent, +4687).

In der Sondersession stellte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) plötzlich in Abrede, dass es sich bei Schengen/Dublin um ein Sicherheitsprojekt handle: «Ich möchte zuerst noch einmal in Erinnerung rufen, worum es eigentlich geht. Schengen/Dublin ist ein Projekt für mehr Freiheit, mehr Reisefreiheit, mehr Bewegungsfreiheit, für Mobilität innerhalb eines grossen Raums, nämlich vom Nordkap bis nach Sizilien, von Estland bis nach Portugal.»

Eigentlich kann man nur in Erinnerung rufen, was tatsächlich jemand gesagt hat. Die Schweizer Regierung versprach 2006 vor der Abstimmung zu Schengen/Dublin: «Bundesrat und Parlament befürworten die Teilnahme der Schweiz an den beiden Abkommen. Sie erwarten trotz grösserer Mobilität mehr Sicherheit und weniger Zweitasyllgesuche.» Die internationale Zusammenarbeit von Polizei und Justiz bringe der mitten in Europa gelegenen Schweiz «mehr Sicherheit – nicht weniger, wie die Gegner behaupten». Ausserdem würde das Asylwesen entlastet. Da möchte man Frau Sommaruga in Erinnerung rufen: 2006 betrug die Zahl der Asylgesuche 10 537. Unter ihrer Führung stieg sie auf 28 631 (2012). Und wenn es schon um Erinnerungslücken geht: Der Bundesrat sprach 2006 von Mehrkosten in der Höhe von 7,5 Millionen Franken jährlich. Zurzeit sind es über 100 Millionen.

Lob für das Niederländer Modells

Das Parlament spielte das Spiel der Realitätsverweigerung mit. Die Mitte-links-Mehrheit mochte nichts davon wissen, dass bei afrikanischen Ländern die Entwicklungshilfe an Rückübernahmeabkommen für straffällige Staatsangehörige gekoppelt wird. Eine Motion der SVP wollte die Beschwerdemöglichkeiten für Asylbewerber einschränken (keine Wiedererwägungs- und Mehrfachgesuche mehr). FDP, CVP, BDP und die linken Parteien lehnten den Vorstoss ab, obwohl es sich um ein Kernstück des Niederländer Modells handelte, das sogar Sommaruga lobt – bis es um die konkrete Umsetzung geht.

Neben mehr Sicherheit und weniger Asylgesuchen versprach der Bundesrat 2006, der Schengen-Vertrag bringe auch noch wirtschaftliche Vorteile: «So wird das Bankgeheimnis für die direkten Steuern vertraglich abgesichert.» Diese Pointe würde selbst bei Giacobbo/Müller durchfallen. ○

Kommentar

Was wollte er eigentlich?

Von Alex Baur — Die historische Niederlage der FDP bei den Zürcher Stadtratswahlen offenbart ein grundsätzliches Problem: Den liberalen Kräften fehlt es an Visionen.

Das tut weh: Der einst stolze Freisinn verliert seinen zweitletzten Sitz in der Zürcher Stadtregierung. Dabei hatten sich für einmal alle bürgerlichen Kräfte geschlossen hinter den FDP-Kandidaten Marco Camin gestellt. Während die SVP auf die üblichen Gifteleien verzichtete, mischte sich die CVP sogar aktiv in den Wahlkampf ein. Die Sozialdemokraten beschliessen «Stimmfreigabe», wohl wissend, dass ein Erfolg von Camins Gegner, dem Altmarxisten Richard Wolff, bei der nächsten Wahl auf ihre Kosten gehen könnte.

Wohl lag das Problem auch bei der FDP selber. Camins Kandidatur wurde vom scheidenden Martin Vollenwyder geschickt eingefädelt, der mit dem farblosen Camin den ihm verhassten rechten Flügel der Partei ausbootete. Dass der Rebberg- und Villenbesitzer noch nie eine Volkswahl gewonnen hatte, wurde grosszügig ignoriert. Dessen Kontrahent Wolff, Vertreter einer 4-Prozent-Partei, war in der Öffentlichkeit freilich ebenso unbekannt. Dass Wolff eine herausragende Persönlichkeit wäre, lässt sich kaum ernsthaft behaupten.

In einem setzte sich Wolff aber klar von seinem Gegner ab: Er hatte eine Message, und er hatte im Wahlkampf konsequent auf ein Thema gesetzt, das vielen Städtern unter den Nägeln brennt – Wohnungen. Sein Rezept – mehr Staat, noch mehr Planwirtschaft – stammt

zwar aus der Mottenkiste des real schon lange nicht mehr existierenden Sozialismus. Es ist auch nicht so, dass dieses Rezept in der Finanzmetropole Zürich a priori auf Begeisterung stösst. Wirklich fatal ist, dass die bürgerlichen Kräfte kein eigenes Gegenprojekt zu bieten haben. Und das ist ein Malaise, das weit über Zürich hinausgeht.

Nun gibt es zwar Umfragen, gemäss denen die Zürcher mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind. Doch dieser Frieden täuscht. Noch keine zwei Jahre sind vergangen, seit der Souverän einer radikalen Vorlage für den sozialen Wohnbau zustimmte, die selbst der rot-grün dominierten Zürcher Stadtregierung zu weit ging. Man mag die Vorlage als irrealer Utopie belächeln. Es wäre aber klüger, diese als Drohung und Protestvotum ernst zu nehmen.

Konkrete Lösung für ein reales Problem

Zwischen 2005 und 2011 stiegen die Mieten trotz historisch tiefen Hypozinsen in der Stadt um 16 Prozent, in den zentralen Quartieren um 25 Prozent oder mehr. Und die Preise werden weiter steigen, denn die Aufschläge erfolgen in der Regel zeitversetzt mit einem Mieterwechsel. Und jedes Kind weiss, dass die Hypozinsen irgendwann wieder steigen.

Man mag einwenden, wer sich die Stadt nicht mehr leisten könne, müsse halt in die Agglomeration ausweichen. Doch viele Menschen, die in der Stadt ihre Heimat gefunden haben, wollen das nicht. Und wenn es um die eigenen vier Wände oder ums Geld geht, dann wird die Weltanschauung nebensächlich. Dann wählt man den, der einem glaubhaft eine Lösung verspricht. Eine schlechte Lösung ist immer noch besser als gar keine.

Für die explodierenden Immobilienpreise gibt es zwei Gründe: Erstens ist die Nachfrage grösser als das Angebot, zweitens hat ein Wust von (Umwelt-)Auflagen das Bauen in den letzten Jahrzehnten massiv verteuert. Die sozialistische Medizin ist bekannt: öffentlicher Wohnbau und Subventionen. Auch aus liberaler Warte ist die Sache an sich klar: Vorschriften müssen radikal gelockert werden, damit wieder mehr, verdichtet und günstiger gebaut wird. Nur haben es die liberalen Kräfte in ihrem Bestreben nach Harmonie versäumt, mit derselben Vehemenz und Hartnäckigkeit eigene Visionen zu entwickeln und zu vertreten, wie dies die Linken tun. Politiker jedoch, von denen man nicht weiss, was sie überhaupt wollen, werden nicht gewählt. Zu Recht. Zürich ist ein leuchtendes Beispiel dafür.



Leuchtendes Beispiel: FDP-Kandidat Camin.

Personenkontrolle

Burkhalter, Gétaz, Jones, Engel, van Hüllen

Schweizer Vorzüge wie Miliz und Subsidiarität pries Aussenminister **Didier Burkhalter** in der Rede, die er am Dienstag zum Jubiläum «50 Jahre Schweiz im Europarat» in der Parlamentarischen Versammlung in Strassburg hielt. Und er stiess damit auf einiges Interesse. Er solle die auf Französisch gehaltene Rede auch auf Deutsch im Web veröffentlichen (was selbstverständlich längst geschehen ist), bat deshalb ein österreichischer Journalist. «Ich lasse meine österreichische Frau die Rede übersetzen», scherzte der Bundesrat. «Das nennt sich Subsidiarität», sagte der Journalist staunend. Und der Aussenminister gab zurück: «Nein, Miliz.» (sär)



«Miliz»: Aussenminister Burkhalter.

Sind die Beziehungen der Schweiz zur EU so gut, dass sich dazu nichts sagen lässt? Oder so schlecht? Das mussten sich die Teilnehmer am Europa-Forum Luzern fragen. **Henri Gétaz**, der Chef der Direktion für europäische Angelegenheiten im Aussendepartement, merkte nach vielen, vielen Zahlen zum engen Verhältnis mit der EU nur an, die bilateralen Beziehungen bedürften einer Erneuerung. Und **Richard Jones**, der EU-Botschafter in der Schweiz, schwärmte zwanzig Minuten lang von den gemeinsamen Werten der EU und der Schweiz, zwischen die «kein Zigarettenpapier» passe. Zum Thema seines Referats, «Bilaterale Baustellen mit der Schweiz aus Sicht der EU», sagte er: nichts. (sär)

Am 1. Mai demonstriert die Linke nicht nur ihre Stärke, sondern auch, wem sie sich international verbunden fühlt. Das führt dazu, dass an den Maifeiern immer wieder interessante Figuren auftreten. So wird in Zürich dieses Jahr ein gewisser **Stefan Engel** über die «Morgenröte der internationalen sozialistischen Revolution» referieren. Der gelernte Schlosser ist seit 1982 Vorsitzender der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (MLPD) und damit «dienstältester Parteivorsitzender» Deutschlands, wie das MLPD-Organ *Rote Fahne* stolz berichtet (nebenbei soll er auch der «un-



«Kein Zigarettenpapier»: EU-Botschafter Jones.

konventionellste» und der «zukunftssträchteste» sein). Dass die Zukunft, die Engel seinen Genossen in Zürich verkünden wird, so rosig ist, darf allerdings bezweifelt werden. Denn die MLPD ist ein straff geführter Klub von Maoisten. Ihr Ziel ist eine gewaltsame Revolution samt «Diktatur des Proletariats». Etwas «unkonventionell» wirken in der heutigen Zeit auch ihre Ansichten über verblichene Grössen der kommunistischen Weltbewegung. So schreibt Engel über Mao und Stalin: «Sowohl Stalin wie Mao Zedong machten sich darum verdient, das selbständige Denken und Handeln der Menschen zu fördern.» Aber nicht nur das. Stalin demonstrierte «die Überlegenheit des Sozialismus». Sein grösster Fehler war nicht etwa, dass er Millionen eigener Bürger erschiessen und verhungern liess; nein, er sündigte laut Engel, weil er «kleinbürgerlich-entarteten Bürokraten» das Feld überliess. Eine gute Idee war dagegen Maos Kulturrevolution, in der Hunderttausende abgeschlachtet wurden. Für die MLPD stellt dieses Massaker immer noch die «höchste Form des Klassenkampfes im Sozialismus» dar. Alles andere ist «antikommunistische Propaganda». Natürlich sind die Meinungen über Engels Truppe geteilt. Für den Politologen **Rudolf van Hüllen** ist die MLPD eine extremistische «Sekte», die ihre Mitglieder sozial isoliert und psychisch unterwirft. Sicher ist, dass der Vorsitzende Engel bei seinen Anhängern grosses Ansehen genießt. Zum Dienstjubiläum widmete ihm ein dankbarer Genosse die folgenden Zeilen: «Lieber Stefan glaube mir / ich saugte sehr viel Kraft von dir / Deine Vorträge waren so toll / dass ich immer noch mehr lernen wollt.» (lsc)



«Diktatur des Proletariats»: Parteichef Engel.

Nachruf



Ästhetische Umkehr: Grafiker Thorgerson.

Storm Elvin Thorgerson (1944–2013) — Er war der festen Überzeugung, dass Musiker auf einem Plattencover nichts zu suchen haben: «Was sagen vier Kerle auf einem Foto über die Musik aus?» Nichts, befand er kühl, und das war nicht das einzige Tabu, das der Grafiker und Filmemacher Storm Thorgerson in seinem Berufsleben gebrochen hat. Als er Ende der sechziger Jahre daranging, die Alben seiner Schulfreunde von Pink Floyd zu gestalten, traf er eine folgenschwere Entscheidung, die die ästhetische Umkehr einer ganzen Branche manifestierte. Thorgerson räumte mit aller Flower-Power-Love-and-Peace-Seligkeit auf, die im psychedelisch angefixten Grafikbetrieb der Hippie-Ära um sich gegriffen hatte, und verordnete seinen Kunden Verwirrung, Seltsamkeit, Traumbilder. Mit seiner Firma Hipgnosis, die er mit Aubrey Powell gegründet hatte, erzählte er auf seinen Covers prägende Geschichten, die oft eindrücklicher waren als die Musik, die sie verkaufen sollten: Bilder voller geheimnisvollen Witzes, wie das mit den beiden Geschäftsleuten, von denen einer im Moment der Begrüssung in Flammen steht (Pink Floyd: «Wish You Were Here»), oder auch von heimtückischer Harmlosigkeit wie auf «Presence» von Led Zeppelin, mit der diese glückliche Familie bei Tisch ein mysteriöses schwarzes Objekt anlächelt. Damit hat Thorgerson Fotokünstler wie Boyd Webb oder Gregory Crewdson nachhaltig beeinflusst. Seine Covers für Black Sabbath, Wings, AC/DC, The Cranberries oder Muse lesen sich wie eine Weltgeschichte der Popmusik. Storm Thorgerson starb am 18. April im Kreis seiner Familie. *Thomas Würdehoff*

Einfach nur lustig

Von Rico Bandle und Daniele Kaehr (Bild) — Fast unbemerkt von der medialen Öffentlichkeit, sind die zwei Komiker vom Cabaret Divertimento zu den Lieblingshumoristen der Schweizer avanciert. Seit sechs Jahren sind alle ihre Vorstellungen ausverkauft – mit gutem Grund.

Es tönt wie ein Witz. Auf ihrer Internetseite warnt das Cabaret Divertimento davor, überteuerte Tickets für ihre Vorstellungen auf dem «Schwarz/Graumarkt» zu kaufen. Der Hinweis ist kein Scherz. Aktuell werden auf der Internet-Auktionsplattform Ricardo.ch Divertimento-Karten für 100 bis 200 Franken angeboten. Der Normalpreis beträgt 45 bis 65 Franken. «Der höchste uns bekannte Preis, der für einen Eintritt bezahlt wurde, beträgt 600 Franken», sagt Manager René Tanner.

Die beiden Divertimentos Jonny Fischer und Manu Burkart sind in der Schweiz so etwas wie Popstars. Schüler spielen auf Pausenhöfen ihre Figuren nach, auf der Strasse werden sie regelmässig angesprochen. Als im Herbst 2011 der Vorverkauf für die Tournee 2012 eröffnet wurde, waren die 62 000 Karten innerhalb von zehn Stunden ausverkauft. Dieses Jahr kamen über 80 000 Karten in den Verkauf, längst sind alle weg. «Was den Ticketverkauf anbelangt, sind Divertimento die erfolgreichsten Künstler, die die Schweiz je hatte», schwärmt Adrian Steiner, Direktor von «Das Zelt», wo Divertimento derzeit auftreten. Natürlich war da noch Emil, «doch das war zu einer anderen Zeit, mit heute nicht vergleichbar», sagt Steiner. Trotz des beispiellosen Erfolgs ist das Duo in den Schweizer Medien nur wenig präsent, und wenn, dann höchstens in den People-Magazinen oder Lokalzeitungen. Kulturkritiker machten bisher einen Bogen um die Komiker oder taten sie abschätzig als «Schenkelklopfer-Duo» (*Tages-Anzeiger*) ab.

Immer über der Gürtellinie

Es ist Dienstagabend, das Publikum, zum grossen Teil zwischen dreissig und vierzig Jahre alt, strömt auf das Zürcher Kasernenareal. Wie immer sind alle 1100 Plätze im Zelt besetzt, Manager René Tanner stellt dem Journalisten einen zusätzlichen Klappstuhl neben die Sitzreihen. «Familientauglichkeit ist für uns das Wichtigste», sagt er, «deshalb versuchen wir über der Gürtellinie zu bleiben und niemanden blosszustellen.» Gebe es aus dem Publikum negative Reaktionen wegen einer Pointe, so werde diese diskutiert und allenfalls gestrichen oder ausgewechselt, sagt er. Kann Komik, die so genau darauf achtet, keine Grenzen zu unterschreiten, lustig sein?

Ja, sie kann es. Und wie. Der Divertimento-Humor ist gradlinig, einfach, erinnert zuweilen an den Abschlussabend im Skilager – und ist ebenso wirkungsvoll. Da sind zwei Bur-



Tempo, Schlagabtausch, Spontaneität: Manu Burkart und Jonny Fischer.

schen, die sich auf der Bühne foppen, sich verkleiden, Grimassen schneiden und Sprüche klopfen wie: «Er hat Entscheidungsschwierigkeiten: Er wusste schon bei der Geburt nicht, welchen Ausgang er nehmen muss.»

Was sich wie simples Herumblödeln anhört – und in der schriftlichen Nacherzählung wohl auch gänzlich unlustig klingt –, entspringt einer exakten Beobachtungsgabe. Die Figuren aus den Divertimento-Sketchen, egal, ob Kiffer, Hip-Hopper, Bühnenarbeiter oder die Auskunftsdame am Flughafenschalter, sind so gezeichnet, dass man sich in ihnen oft selbst wiedererkennt, in jedem Fall aber Leute, die man im Alltag immer mal wieder antrifft.

In diesem Sinne funktioniert der Divertimento-Humor ähnlich wie jener des Kabarett-Übervaters Emil Steinberger – so unterschiedlich ihre Stile auch sind: Wer bei diesen Komikern lacht, lacht in erster Linie über sich selber. Und weil die meist bünzligen Figuren bei all ihren Schwächen immer liebenswürdig dargestellt sind, lässt man dies gerne über sich ergehen. «Die Zuschauer merken, dass wir uns bei den Spässen nicht ausnehmen. Unser Privatleben ist ja ebenso bünzlig und leicht peinlich wie das aller anderen Leute auch», sagt Fischer.

Stars auf Youtube

Was die beiden von Emil unterscheidet, sind das Tempo, der verbale Schlagabtausch und die Spontaneität. Auf der Bühne fallen sie immer mal wieder aus ihren Rollen, müssen über sich selbst oder den Bühnenpartner lachen. Dass sie diese vermeintliche Unprofessionalität bewusst zulassen, ist eine ihrer Stärken. «Man soll merken, dass wir selbst Freude haben auf der Bühne.»

Jede Vorstellung ist auch ein kleiner Divertimento-interner Wettstreit, wer den anderen mit einer unerwarteten Aktion aus dem Konzept zu bringen vermag. Das Publikum merkt oft nichts davon, doch sie verhindern damit, bei den vielen Vorstellungen in eine Routine zu geraten. Auf zwei Youtube-Filmen aus dem vorletzten Programm «Zuvielisation» zeigt sich besonders schön, was geschehen kann, wenn die beiden mitten im Programm die Beherrschung verlieren: Bei den Nummern «Beim Doktor» und «Freiwillige Feuerwehr» haben sie einen Lachanfall – und tatsächlich ist dies von einer mitreissenden Komik. Beide Internetfilmchen wurden über eine Million Mal angeschaut.

Noch populärer ist eine Sequenz der bekanntesten Divertimento-Figur, des Hip-Hoppers Julian Kaufmann aus Spreitenbach, gespielt von Manu Burkart, die mit zwei Millionen Zugriffen zu den meistgesehenen Schweizer Youtube-Videos überhaupt gehört.

Die Gratisvideos aus ihren Programmen sind Teil des Erfolgs: Dank ihnen kennt auch das junge Publikum Divertimento, insbeson-

dere bei Teenies geniessen Manu und Jonny Heldenstatus; die Jugendlichen schauen die Filmchen auf ihren Handys so oft an, bis sie die Texte auswendig nachsprechen können. Auf klassische Werbung und Präsenz in den Medien ist das Duo nicht angewiesen. Facebook und Youtube ersetzen die konventionellen Kanäle – die Fans, insbesondere die Jugendlichen, wissen via Internet immer, was die beiden gerade vorhaben.

Der Jugo ist ein Schweizer

«Wenn du die Jungen für dich gewonnen hast, hast du alle Leute», sagt Fischer. Kinder, Eltern und Grosseltern besuchen die Vorstellungen gemeinsam – und amüsieren sich gleichermaßen. Das Phänomen kennt man auch aus der Literatur: Die erfolgreichsten Bücher sind jene, die sowohl Kinder als auch Erwachsene begeistern, im Fachjargon «All-Age-Literatur» genannt. Bekanntestes Beispiel ist die «Harry Potter»-Reihe. Divertimento-Manager und Co-Autor René Tanner achtet pingelig darauf, dass dies so bleibt: «Wir wollen Eltern die unangenehme Situation ersparen, den Kindern auf dem Heimweg eine schlüpfrige Pointe

Sexuelle Anspielungen, schwarzen Humor, Politik oder Ausländerwitze versuchen sie zu umgehen.

erklären zu müssen.» Sexuelle Anspielungen, schwarzen Humor, Politik oder Ausländerwitze versuchen sie zu umgehen. Selbstredend ist auch der Rapper J. K. (Julian Kaufmann) trotz seines Jugo-Slangs kein Ausländer, sondern ein «verbalkanisierter Schweizer, wie man ihn jedes Wochenende an den Bahnhöfen trifft», sagt Manu.

Kennengelernt haben sich Manu und Jonny im katholischen Lehrerseminar in Zug, einem Bubeninternat. Bei ihren ersten schulinternen Auftritten imitierten sie ihre Lehrer, dann spielten sie auch an Geburtstagen und Hochzeiten. Als der zwei Jahre ältere Manu das Seminar beendete und eine Stelle als Lehrer im Zürcher Oberland antrat, wollten sie nur noch für die bereits vereinbarten Auftritte spielen und dann aufhören. Doch mit jedem Auftritt kamen zwei weitere hinzu. Für jeden Anlass kreierten sie eine neue Nummer, irgendwann hatten sie zwanzig beisammen, die sie in ihrem ersten abendfüllenden Programm am 7. April 2002 im Lorzensaal in Cham zeigten. Die 500 Zuschauer amüsierten sich prächtig, die Divertimentos dachten schon, jeden Saal füllen zu können – und verdrängten dabei, dass fast ausschliesslich Freunde und Verwandte im Publikum gesessen hatten.

Nun begann die lange, gutschweizerische Ochsentour. Divertimento traten in unzähligen Kleintheatern auf, oft vor zwanzig bis dreissig Zuschauern. Geld verdienten sie an

Altersheimfesten, Betriebsjubiläen, in Grümpelturnier-Festzelten. Im demnächst erscheinenden Divertimento-Buch listen sie ihre «absurdesten Auftrittsorte» auf, inklusive Fotos. Zuoberst auf der Liste steht die Eröffnung einer Postfinance-Filiale; die beiden sollten in der Schalterhalle den Clown machen, gerade einmal zwei Zuschauer sind auf dem Foto zu sehen. «Etwas Undankbareres haben wir noch nie erlebt», steht in der Bildbeschreibung.

Fünf lange Jahre schlugen sich die beiden als Provinzkomiker durch, den Lehrerberuf hatten sie mittlerweile aufgegeben. So lange die Anlaufzeit auch dauerte, plötzlich ging es mit der Karriere rasant bergauf. 2006 trat das Duo vor 6000 Zuschauern am Heitere Comedy Open Air auf. Moderator Roman Kilchsperger stellte die jungen Künstler vor als «zwei Buben, denen wir jetzt eine Chance geben». Nur zwanzig Minuten durften sie spielen – hatten aber mehr Lacher auf ihrer Seite als die Stars Massimo Rocchi und Oliver Pocher, die nach ihnen an der Reihe waren. 6000 Zuschauer, die mehr von dem frischen Duo sehen wollten – das machte sich umgehend bei den regulären Auftritten bemerkbar: Plötzlich waren die Kleintheater voll. Hinzu kam ein erster Auftritt in Beni Thurnheers Samstagabendkiste «Benissimo» auf SF 1. Dass kurz darauf ein Unbekannter ihre ganze erste DVD auf Youtube veröffentlichte, war für die beiden im ersten Moment ein Ärgernis, heute sprechen sie von einem Glücksfall. «Wer uns im Internet gesehen hat, möchte uns auch live sehen», sagt Jonny Fischer. Seit 2007 sind alle ihre Vorstellungen ausnahmslos ausverkauft. Erstaunlicherweise hat die Gratisveröffentlichung der Videos keinen Einfluss auf die DVD- und CD-Verkäufe: Von ihren bisher veröffentlichten DVDs verkauften sie zwischen 45 000 («Zuvielisation») und 62 000 («Plan B») Exemplare.

Dienstleistungen für die Fans

Nach jeder Vorstellung gehen Fischer und Burkart unter die Zuschauer, geben Autogramme, lassen sich mit den Fans fotografieren. «Das bedeutet zwar eine halbe Stunde länger arbeiten, aber das Publikum schätzt diese Nähe sehr», sagt Fischer. Auch vor den Vorstellungen kommen Fans in den Backstage-Bereich, die bei einem Wettbewerb ein «Meet and greet» gewonnen haben, um mit Jonny und Manu ein paar Worte zu wechseln. «Das gehört zum Dienstleistungsprogramm.»

Elf Jahre sind die beiden nun miteinander unterwegs, haben auch einige Krisen durchgestanden. 2007 standen Divertimento kurz vor der Auflösung. Sowohl privat wie auch über die Rollenverteilung im Duo gab es zunehmend Meinungsverschiedenheiten. In René Tanner und Marco Schneider fanden die beiden Manager und Freunde, die fortan beim Programm mitwirkten und als Vermittler bei aufkeimenden Spannungen einschritten. Das

aktuelle Programm, «Gate 10», ist nun sehr ausgeglichen, beide Darsteller ernten ähnlich viele Lacher, ein Umstand, der für das betriebsinterne Klima eines Humorunternehmens nicht zu unterschätzen ist.

Auf der Bühne ist Jonny Fischer eher der besonnenere Charakter. Hinter den Kulissen allerdings scheint er tonangebend: Er redet viel, hat Hunderte von Einfällen und Ideen. Bei der Planung neuer Sketche und Programme gibt er meist die Themen vor. Fischer trägt immer einen Notizblock mit sich, hält skurrile Situationen aus dem Alltag fest, aus denen ein Sketch werden könnte. Manu, der auf der Bühne mit schrillen Figuren und einer starken Gestik auffällt, gibt sich im Gespräch eher zurückhaltend, nachdenklich, auch etwas selbstkritisch. Er, der früher in einer Heavy-Metal-Band gespielt hat, würde manchmal gerne auch weniger massentaugliche Programme

«Wer uns im Internet gesehen hat, möchte uns auch live sehen.»

machen, «mehr anecken, mehr riskieren», wie er sagt. «Aber der Grossteil unseres Publikums will das nicht von uns.»

Stört es die beiden, dass ihr Erfolg medial kaum wertgeschätzt wird? «Am Anfang, 2007, als wir alle Theater voll hatten und uns die Medien ignorierten, tat das schon weh», sagt Fischer. Mittlerweile wollten sie aber nicht mehr mit Künstlern tauschen, die zwar von den Medien gelobt werden, aber kaum Publikum haben.

Sie eilen Giacobbo zu Hilfe

Zu ihren bemerkenswertesten Auftritten in der letzten Zeit gehörte das TV-Gastspiel bei «Giacobbo/Müller» im vergangenen Herbst. Manu als Rapper J.K. und Jonny übernahmen die Plätze von Viktor Giacobbo und Mike Müller, die «leider ins Altersheim mussten». Jonny sprach die Wahlen an, da meinte J.K. umgehend, «da kenne ich mich aus: Blauwal, Buckelwal, Finnwal, ja, das ist geil, Mann.» Noch nie wurde in der Satiresendung so ausge-



«Blauwal, Buckelwal, Finnwal»: Burkart als Rapper J.K. und als Massai Wugudugu.



Mitreisende Komik: Fischer als Kiffer Gianfranco und als Auskunftsdame Ursula Lüscher.



lassen gelacht. «Die meisten Komiker gehen in die Sendung, um Werbung für ihr Programm zu machen. Da bei uns ohnehin schon alle Vorstellungen ausverkauft sind, konnten wir unbeschwert etwas Aussergewöhnliches machen», sagt Manu.

Viele Kabarettisten nehmen gerne die Unterstützung Viktor Giacobbos in Anspruch, sei es durch eine Einladung in die Satire-Sendung oder durch ein Gastspiel im von ihm gegründeten Casinotheater in Winterthur. Beim Cabaret-Duo Divertimento ist es umgekehrt. Demnächst geben Fischer und Burkart zugunsten des Casinotheaters eine Benefizvor-

stellung und verzichten dabei auf eine Gage. «Der Geist des Casinotheaters liegt uns am Herzen», sagt Burkart. Auf ihrer regulären Tournee treten sie dort allerdings nicht auf – mit seinen 380 Plätzen ist der Saal in Winterthur längst zu klein für Divertimento.

Cabaret Divertimento: Das Buch. 140 Seiten, plus DVD, Fr. 39.–. Erhältlich ab 23. Mai

So läuft das Business heute.

THE SHOE PEOPLE



279 CHF



NAVYBOOT
SWITZERLAND

Die Weltwoche jetzt auf Ihrem Tablet

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig



Alles Peanuts

Von Henryk M. Broder — Derzeit ist kaum etwas verwerflicher, als Steuern zu hinterziehen.



Noch vor zwei Generationen gab es kaum eine grössere Schande, als Mutter oder Vater eines unehelichen Kindes zu sein, in einer Schwulenbar gesehen zu werden

oder einen Deserteur in der Familie zu haben. Heute ist «alleinerziehende Mutter» eine anerkannte Lebensart, Homosexualität eine von vielen Optionen der Selbstverwirklichung und «Kriegsdienstverweigerung» angesichts der Abschaffung des Wehrdienstes gegenstandslos geworden. Was moralisch verwerflich ist, bestimmt der Zeitgeist. Derzeit ist kaum etwas verwerflicher, als Steuern zu hinterziehen.

Im Februar 2008 wurde der damalige Vorstandsvorsitzende der Deutschen Post, Klaus Zumwinkel, nach einer Hausdurchsuchung in seiner Kölner Villa festgenommen und abgeführt. Ein knappes Jahr später wurde Zumwinkel zu zwei Jahren auf Bewährung und einer Million Euro Geldstrafe verurteilt. Er hatte gestanden, mit Hilfe einer Liechtensteiner Stiftung im Laufe von fünf Jahren 970 000 Euro Steuern hinterzogen zu haben.

Das waren Peanuts im Vergleich zu den Summen, um die es im Fall Uli Hoeness geht. Der bayrische Wurstfabrikant war erfolgreicher Fussballer beim FC Bayern, bevor er Manager und schliesslich Präsident des bekanntesten deutschen Fussballvereins wurde. Hoeness soll auf Schweizer Konten gigantische Summen deponiert haben, die Rede ist von mehreren hundert Millionen Euro – versteuertes Geld, dessen Kapitalerträge Hoeness dem deutschen Fiskus nicht gemeldet hatte. Nun fragt sich ganz Deutschland, woher Hoeness so viel Geld hat und was ihn dazu getrieben hatte, dermassen leichtfertig zu handeln. Denn er präsentierte sich immer als ein Biedermann, dem es darauf ankam, «am Monatsende genug Geld» zu haben, «um die Familie ernähren» zu können.

Es gibt keinen Grund, mit Zumwinkel und Hoeness Mitleid zu haben. Aber fragen muss man sich, warum ein Staat, der seinerseits eine katastrophale Finanzpolitik betreibt, Steuerhinterziehung wie ein Kapitalverbrechen verfolgt. Sogar die Kanzlerin hat sich von Hoeness distanziert. Denn im Vergleich zu den Billionenschulden, mit denen kommende Generationen belastet werden, sind auch die von Hoeness nicht deklarierten Einnahmen – Peanuts.

Wäre ein Sparverbot die Lösung?

Von Kurt Schiltknecht — Die Reichen sind eine beliebte Zielscheibe in der Wirtschaftspolitik. Doch ohne private Sparer und ohne Firmen, die ihre Gewinne reinvestieren, geht die Wirtschaft kaputt.

Über die Theorien von Karl Marx kann man geteilter Meinung sein. Doch niemand stellt das enorme Bemühen in Frage, das Marx bei seinen ökonomischen Forschungen an den Tag gelegt hat. Wenn Marx sähe, mit wie wenig Sachverstand heute wirtschaftspolitische Vorschläge umgesetzt werden, würde er sich im Grabe umdrehen. Floskeln wie «Mehr Gerechtigkeit» oder «Mehr Gleichheit» scheinen zur Rechtfertigung von wirtschaftspolitischen Massnahmen mittlerweile auszureichen. Typische Beispiele dafür sind die «1:12»-Initiative oder der Einkommenssteuersatz von 75 Prozent in Frankreich.

Angesichts der wirtschaftlichen Inkompetenz vieler, nicht nur linker Politiker und Parteipräsidenten würde es nicht überraschen, wenn in absehbarer Zeit ein Vorstoss zur Abschaffung des Sparens gemacht würde. Bisher haben sich die Politiker damit begnügt, das Sparen mit der Besteuerung der Vermögen und der Erträge daraus, mit Erbschaftssteuern oder mit Abgaben auf Kapitaltransaktionen unattraktiver zu machen.

Die Versuche, auf diese Weise die Vermögensverteilung zu verbessern, sind durchgehend gescheitert. Teilweise sind die Vermögen als Folge der hohen Steuern zwar geschrumpft, doch sie sind nach wie vor ungleich verteilt. Radikalere Vorschläge zur Beseitigung der Ungleichheit werden nicht lange auf sich warten lassen.

Ein Sparverbot wäre in dieser Logik nur konsequent. Denn Sparen steht, wie das folgende Beispiel zeigt, hinter der grossen Ungleichheit. Bis heute ist es jedem freigestellt, ob er neben dem obligatorischen Sparen noch etwas Zusätzliches auf die Seite legen will. Derjenige, der mit 25 Jahren beschliesst, jedes Jahr 10 000 Franken zu sparen und im Aktienmarkt anzulegen, hätte bei einem durchschnittlichen Ertrag von sechs Prozent bei seiner Pensionierung ein Vermögen von über 1,6 Millionen Franken zusammen.

Diese Rechnung ist jedoch ohne den Staat gemacht. Wegen dessen Steuern fällt das Vermögen um einiges geringer aus. Doch zum Millionär schafft es der Sparer trotzdem. Wenn der Sparer im Laufe seines Lebens dank höherem Einkommen noch mehr sparen könnte, würde er reicher als die meisten französischen Regierungsmitglieder. Derjenige, der sich für das Konsumieren und gegen das Sparen ent-

scheidet, ein teureres Auto fährt, elegante Kleider trägt und bessere Weine trinkt, hat bei seiner Pensionierung zwar kein Vermögen angehäuft, kann sich dafür aber glaubhaft für höhere Erbschafts- und Vermögenssteuern zur Finanzierung seiner AHV einsetzen.

Keine Banken Krisen, weniger «Abzocker»

Es liegt auf der Hand, dass die Vermögen von erfolgreichen Unternehmen nach vierzig Jahren noch viel höher ausfallen, vor allem dann, wenn die Eigentümer ihre Gewinne nicht verschleudern, sondern diese wieder in ihrem Unternehmen anlegen. Ist, so muss man sich fragen, ein so geschaffenes Vermögen gesellschaftspolitisch verwerflich?

Ist es ungerecht, dass diese Leute so viel mehr Vermögen als andere haben? Drängt sich ein Steuersystem auf, das diesen Reichtum unterbindet oder bei einem Todesfall wieder zum Verschwinden bringt? Müsste man mit sehr

hohen Vermögenssteuern den sparsamen Reichen den Konsum schmackhafter machen und so die Bildung grosser Vermögen verhindern? Wäre also ein Sparverbot die geeignete Lösung? Denn ohne Sparen gäbe es keine ungleiche Vermögensverteilung. Wenn nicht mehr gespart werden dürfte, wären die Banken überflüssig und von ihrer volkswirtschaftlich

bedeutenden Aufgabe entbunden, die Ersparnisse in möglichst erfolgversprechende Projekte fliessen zu lassen. Ohne Banken gäbe es keine Banken Krisen und weniger «Abzocker». Auch eine Überschuldung der Staaten würde der Vergangenheit angehören, da es keine Ersparnisse zur Finanzierung der Defizite mehr gäbe. Mit einem Sparverbot würden wir in einer viel gerechteren Welt ohne Schulden leben.

Einen Haken allerdings hat das Sparverbot: In einer Wirtschaft, in der nicht gespart wird, fehlen die Mittel zum Investieren. Ohne Investitionen können keine Arbeitsplätze, keine Wohnhäuser, keine Infrastruktur oder, einfach gesagt, kein Wohlstand geschaffen werden. Letztlich ist Sparen die Voraussetzung dafür, dass eine Wirtschaft wachsen und gedeihen kann. Sparer sollten daher eher prämiert statt mit Steuern bestraft werden. Wer mit überrissenen Steuern auf Vermögen ein Verteilungsproblem lösen will, wird eher früher als später feststellen müssen, dass ungenügende Ersparnisse das Ende jeder erfolgreichen Wirtschaftsentwicklung sind.



Terrorismus: Schotten dicht!

Von Hansrudolf Kamer — Die Umwandlung von Einwanderern zu Amerikanern funktioniert nicht immer. Im Furor der Analyse nach dem Bostoner Anschlag droht eine Überreaktion.



Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen die Vereinigten Staaten, die Einwanderung mit einem zunehmend restriktiven System von Quoten und administrativen Massnahmen einzuschränken.

Terrorismus und Attentate spielten dabei eine nicht unwesentliche Rolle.

Die Ermordung Präsident William McKinleys 1901 durch einen polnisch-amerikanischen Anarchisten und die Bombenserie von 1919 führten zu verschiedenen Gesetzen, die die Zahl der Einwanderungen sukzessive verringerten. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg spülten Wirtschaftswachstum und steigender Wohlstand neue Wellen von Einwanderern in die Vereinigten Staaten.

Die Zahl von elf Millionen Immigranten – vielleicht sind es auch mehr –, die heute illegal in Amerika leben, lässt vermuten, dass diese Politik ein Schlag ins Wasser war. Wirtschaftliche Attraktivität und politische Freiheit waren stets stärker als alle vom Staat errichteten Hindernisse und regulierten gewissermassen automatisch die Einwanderung.

Der grosse Terrorschlag vom 11. September 2001 veränderte die Lage. Nicht nur die Einwanderung, sondern auch die Einreise wurde plötzlich auf vorher nie da gewesene Art kontrolliert – und wurde daher kompliziert. In der Anti-Terror-Politik, die Präsident Obama von seinem Vorgänger übernahm und weiterführt, war dies ein wichtiges Element.

Dass der Anschlag in Boston nun einen weiteren Versuch torpedieren könnte, die Einwanderungspolitik auf eine neue Grundlage zu stellen, erstaunt deshalb nicht. Senator Grassley, Republikaner aus Iowa, äusserte in einem ersten Hearing über die vorliegende überparteilich ausgehandelte Reformvorlage Bedenken. Die Reform müsse sicherstellen, dass Terroristen nicht von der Einwanderungsreform profitierten.

Die USA haben Generationen von Einwanderern aus fast allen Teilen der Welt aufgenommen und erfolgreich assimiliert. Dass die Täter von Boston, zwei Tschetschenen, im *melting pot* nicht weichgekocht werden konnten und keine gesetzestreuen Amerikaner wurden, beweist nicht das Gegenteil.

Auch wird oft vergessen, dass selbst Patrioten zu Terroristen mutieren – nicht nur Timothy McVeigh, der Attentäter von Oklahoma. Major Nidal Hasan, der Islamist, der 2009 in Fort Hood dreizehn Kameraden tötete, war in Virginia geboren und aufgewachsen. Einer der beiden Tschetschenen war ausgerechnet am 11. September 2012 US-Bürger geworden.

Kurz vor dem Anschlag in Boston publizierte das Hudson Institute eine Studie unter dem Titel: «Das System der Assimilierung ist kaputt». Sie kommt zum Schluss, dass eine Einwanderungsreform ohne Anpassungen in der Assimilierungspolitik sinnlos sei.

Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, so erklären die Autoren, hätten die politischen Eliten die Rahmenbedingungen geändert. Vorher galt Amerikanisierung als Hauptziel. Dann wurden Multikulturalismus und ethnische Gruppenzugehörigkeit zum erstrebenswerten Ideal. Der Vietnam-Protest hatte den amerikanischen Patriotismus geschwächt und Selbstkritik bei vielen Zeitgenossen zur ersten Bürgerpflicht erhoben.

Die Studie empfiehlt eine Überprüfung staatlicher Programme zur multikulturellen Erziehung und Zweisprachigkeit. Zu ähnlichen Schlüssen war man nach den Bombenanschlägen auf die Londoner U-Bahn 2005 gekommen, als Britannien mit Entsetzen fest-

stellte, dass Einwanderer nicht automatisch gute Briten werden.

Die Inkompetenz der Medien

Die Einwanderung von Tschetschenen in die USA fällt nicht ins Gewicht. Auch sind fromme Muslime nicht die Einzigen, die mit der amerikanischen «Kultur» der schwammigen Formlosigkeit, Gleichmacherei, des Materialismus, der politischen Korrektheit und des *anything goes* ihre liebe Mühe haben.

Doch selbst wer diese «Kultur» – fälschlicherweise – für das Wesen Amerikas hält und eine impulsive Abneigung gegen sie entwickelt, muss nicht zum Fanatiker und Terroristen werden. Es gibt andere Mittel der Abwehr und «Selbstreinigung» als die Ermordung Unschuldiger. Die psychologisierende Motivationsuche führt in die Irre.

Die schnelle politische Ausschachtung und die Inkompetenz vieler Medien fördern Panikmache und Desinformation – auch bei Amokläufen, die in Massakern enden. Eine Terrorismus-Expertin des National Public Radio verkündete allen Ernstes, Hitler sei im April geboren, weshalb die «Symbolik» des Anschlags auf Regierungsgegner und Rechts-extremisten als Täter hindeute.

Terrorismus ist kein Argument gegen die Einwanderung und noch weniger gegen die vereinbarte Reformvorlage, die vor dem Kongress liegt. Sie soll vor allem den Illegalen einen legalen Status geben und das Labyrinth der Visa-Erteilung erneuern, was Erleichterungen für die Wirtschaft bringen würde. Die Politik, auch die amerikanische, neigt aber leider dazu, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Mehr zum Thema: Seite 46



Schnelle politische Ausschachtung: Zarnajew-Brüder vor dem Attentat in Boston.

Mörgeli

Städte bauen, Städte zerstören

Von Christoph Mörgeli

In Zürich ist die Katze aus dem Sack: Nach den Wahlen herrscht der Kater. Gewählt ist der dunkelrote Wolf. Gefährlich für die andern sieben Geissen und deren Oberzicklein. Die Limmatstadt regieren die Sozialistisch-Grün-Alternativen, ein halblinker Christdemokrat und ein einziger verbliebener Freisinniger. Bern ist als Hochburg der Staatsverwaltung längst rot-grün beherrscht. Die Stadt Basel sowieso. Von Genf, Lausanne oder Winterthur lasset uns schweigen.

Selbstverständlich haben die Einwohner dies demokratisch an der Urne entschieden. Die Mehrheit der Zugezogenen allerdings freudiger als die Minderheit der Alteingesessenen. Und das Flair, die Lebensqualität, das Unverwechselbare all dieser schönen Städte ist deswegen nicht heute schon zerstört. Dennoch sollten ihre Bewohner eines nicht vergessen, wenn sie auf der Zürcher Bahnhofstrasse flanieren, unter Berns gemütlichen Lauben schlendern, durch Basels Gassen und Gässchen ziehen oder Genfs lauschige Plätze bestaunen: Die ganze Pracht dieser Städte hat einzig und allein das Bürgertum errichtet – mit seinem bürgerlichen Fleiss, seinem bürgerlichen Wagemut, seinem bürgerlichen Kapital.

Der linke Wahlfrühling freut die Roten, die Dunkelroten und die Grünen. Doch ihr Sozialismus dürfte sie eigentlich nicht einmal eine knospende Rose betrachten lassen. Ihr Bedürfnis, die gesamte pulsierende, freiheitliche Gesellschaft von oben zu organisieren, ist genauso zerstörerisch, wie wenn sie eine lebendige Rose zerstückeln würden, um aus den toten Teilen eine neue Rose zusammenzubasteln. Um ihre Wähler bei Laune zu halten, vernichten sie die spontane Ordnung des Marktes. Getrieben von Egoismus, opfern sie unsere Zukunft der Gegenwart.

Der Sozialismus führt nicht zum Aufbau eines besseren Lebens. Sondern zur Zerstörung all dessen, was Jahrtausende menschlicher Kultur in mühsamer Arbeit geschaffen haben. Der Feind aller Linken ist der Alltag, die Realität, das nüchterne Arbeitsleben des Bürgertums. Für sie sind die «Bürger» Inbegriff alles Kleinlichen und Schlechten. Obwohl genau diese Bürger jene Städte erbauten, in denen sich die Sozialisten aller Parteien heute so gemütlich einquartieren. Im Wissen, dass am Ende die Gewerbler, die Banken, die Dienstleister und die Pharma die Rechnung schon irgendwie bezahlen müssen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Freisinnige Sonne geht auf

Von Peter Bodenmann — Rouvinez produziert zu viel Sonnenstrom.
Von rechts bis links müssten sich alle die Augen reiben.



Helle Freude: Fotovoltaik-Anlage in Martigny.

Die dem Freisinn nahestehende Familie Rouvinez produziert beste Walliser Weine. Auch in Martigny. Auf dem Dach eines ihrer Lager hat das Unternehmen eine neue Fotovoltaik-Anlage installiert. Die drittgrösste in der Schweiz. Diese Anlage wird pro Jahr 1,5 Millionen Kilowattstunden Strom produzieren. Mehr, als alle Büros, Abfüllanlagen und Keller des Unternehmens Rouvinez an Strom verbrauchen.

Die Investition betrug nur drei Millionen Franken. Das heisst: zwei Franken pro jährlich produzierte Kilowattstunde Strom. Für Dreisatzrechner: Strom von Rouvinez ist bereits heute günstiger als Strom aus neuen Atomkraftwerken. Die Preise für Fotovoltaik-Anlagen werden weiter sinken. An guten sonnigen Lagen in den Schweizer Alpen wird man bald einmal nur mehr einen Franken investieren müssen, um pro Jahr eine Kilowattstunde Strom zu produzieren.

Die neuesten Standardmodule von First Solar weisen eine Leistung von je 345 Watt Peak auf. An guten Lagen in den Alpen kann man mit einem einzigen Modul bis zu 700 Kilowattstunden Strom pro Jahr produzieren. Davon 40 Prozent im Winter. Daneben sieht die Wasserkraft nächstens verdammt alt aus. Die freisinnige NZZ geht davon aus, dass in den USA immer mehr Betriebe und Haushalte sich zu einem schönen Teil direkt mit Solarstrom versorgen werden.

Unter den Herstellern von Solaranlagen findet ein brutaler Verdrängungswettbewerb statt. Bosch liquidiert seine Solarsparte. Solarworld hat sein Eigenkapital aufgebraucht. ABB kauft Power-One. Die Aktienkurse von First Solar stiegen innert einer Woche um 40 Prozent. Karl Marx hätte seine helle Freude an der zerstörerischen und innovativen Kraft kapitalistischer Entwicklung.

Von rechts bis links müssten sich alle die Augen reiben. Und sich gemeinsam freuen. Am meisten die Freunde des Kapitalismus. Weil dieser dank etwas staatlicher Förderung durch Deutschland weltweit einen bisher nicht denkbaren Durchbruch schafft.

Leider passt technischer Fortschritt politisch weder den Schweizer Rechten noch den Schweizer Linken in ihre Konzepte. Die Linken wollen die Solaranlagen ihrer gutverdienenden Wählerinnen und Wähler übersubventionieren. So wie es die Bürgerlichen mit ihren Landwirten machen. Die Rechten waren, sind und bleiben in die Atomenergie verknallt wie die Teenies in Justin Bieber.

In dieses Bild passt Moritz Leuenberger. Der Alt-Bundesrat war als Verwaltungsrat ein Jahr lang für die Nachhaltigkeit im Baukonzern Implenia zuständig. Sein Ausschuss tagte kein einziges Mal. Typisch Schweiz.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Watergate ist nichts dagegen

Von Kurt W. Zimmermann — Die heutigen Journalisten recherchieren nicht mehr. Das ergaben meine Recherchen.

AIso, ich sage Ihnen jetzt, wie hoch der Kontostand von Uli Hoernes ist. Auf seinem Konto bei der Bank Vontobel in Zürich liegen 25 Millionen Franken.

Woher ich das weiss? Ich habe es «recherchiert». Ich habe einen Bekannten angerufen, der früher mal für Vontobel gearbeitet hat.

Alle recherchieren derzeit in diesem Fall. Das Interessante ist nur, dass all die Recherchen zu vollkommen unterschiedlichen Ergebnissen führen.

Die *Süddeutsche Zeitung* hat zum Beispiel recherchiert, dass Bayern-Manager Hoernes 18 bis 20 Millionen Euro bei der Bank Vontobel liegen hat. Das Vermögen war versteuert, die Kapitalertragssteuer hingegen nicht. Auch die *Bild* kommt auf rund 20 Millionen.

Die *Abendzeitung* aus München wiederum hat recherchiert, dass «mehrere hundert Millionen» auf dem Vontobel-Konto liegen. Das Vermögen war unverteuert. Die *NZZ* berichtete gar von 800 Millionen Franken.

Der Fall Hoernes ist ein guter Anlass, sich einmal mit der Recherche zu beschäftigen. Die Recherche ist die Kürdisziplin des Journalismus. Ihre Mechanik ist simpel. Sie zielt ausschliesslich darauf ab, dass jemand Dinge sagt, die er nicht sagen sollte.

Ein bekanntes historisches Beispiel ist die Watergate-Affäre, in der ein Agent des FBI gegenüber Reportern nicht schweigen konnte. Ein bekanntes neueres Beispiel ist die Hildebrand-Affäre, in der ein IT-Mitarbeiter der Bank Sarasin nicht schweigen konnte.

Im seriösen Journalismus gilt die Regel, dass es nach dieser ersten Quelle mindestens eine zweite Quelle braucht, die dieselbe Information bestätigt. Erst nach diesem *double-checking* kann die Story gedruckt oder gesendet werden.

Nun, der seriöse Journalismus, das war einmal. Heute begnügen sich die Medien oft mit einer einzigen Quelle und posaunen deren Information dann ungeprüft in die Welt. Sie tun es selbst dann, wenn es sich um windige Informanten handelt. Darum schwankt das veröffentlichte Vermögen von Hoernes auch in der Bandbreite von 18 bis 800 Millionen.

Es läuft bei Hoernes, wie es immer läuft. Jeder Journalist kennt irgendeinen Assistenten der Staatsanwaltschaft München II, die den Fall bearbeitet. Jeder Journalist kennt irgendeinen Analysten der Bank Vontobel. Natürlich geht es beim Kaffee in der Staatsanwaltschaft genauso geschwätzig zu wie beim Kaffee in der Bank Vontobel. Jeder Assistent



Gerüchtekolportage: Bank Vontobel.

und jeder Analyst schnappt die neusten internen Gerüchte auf.

Am Nachmittag ruft sie dann der Rechercheur von der Zeitung kurz an und notiert sich eine Zahl. Die Zahl kann 18 Millionen sein. Sie kann auch 800 Millionen sein.

Die Recherche ist von der Wahrheitsfindung zur Gerüchtekolportage geworden. Jeder schnelle Telefonanruf und jede kurze Mail wird heute von den Redaktionen bereits als grossartige Recherche verkauft. Selbst bei grössten Banalitäten fügen Redaktionen dann den bedeutungsschweren Satz ein: «wie Recherchen dieser Zeitung ergaben».

«Genau 10 005 Einwohner zählte die Gemeinde Risch Ende Dezember 2012. Das ergaben Recherchen der *Neuen Luzerner Zeitung*.» Ist das nicht echter investigativer Journalismus?

«Gemäss Recherchen der *Sonntagszeitung* zieht das Lackerli-Huus an die Bahnhofstrasse.» Ist das nicht eine tolle Enthüllung?

«*Blick*-Recherchen ergeben: Es sind beim FCZ keine Transfers vorgesehen.» Ist das nicht wahrer Aufdeckungsjournalismus?

Mein Lieblingsbeispiel zum Schluss. «Ab April sind die Volg-Läden länger geöffnet. Dies ergaben Recherchen der *Aargauer Zeitung*.» Watergate ist nichts dagegen.

Peter Hartmann über Uli Hoernes: «Dostojewski in Lederhosen», Seite 38

Schadenfreude

Von Beatrice Schlag — Was glücklich macht – und was dem Glück im Wege steht.

Fast alle Amerikaner kennen das deutsche Wort «Schadenfreude» und benutzen es relativ häufig. Das muss daran liegen, dass wenige andere Gefühle einen so unmittelbar glücklich machen. Zumindest



dann, wenn man von Natur aus keine Frohnatur ist. Die Glücks-Psychologin Sonja Lyubomirsky sagt natürlich nicht «von Natur aus». Laut der in Kalifornien lehrenden Professorin hat jeder Mensch eine individuelle, teils genetisch bedingte Grundstimmung. Bei guten Erlebnissen steige sie, bei schlechten sacke sie ab. Aber früher oder später kehre man immer wieder zu dieser Grundstimmung zurück. Wissenschaftler nennen das hedonische Adaption.

Sonja Lyubomirsky mag den Ausdruck «Glücks-Psychologin» nicht. Das klingt ihr zu sehr nach seichter Lebensberatung. Sie versuchte jahrzehntelang, mit wissenschaftlicher Distanz die Charakteristiken von glücklichen und unglücklichen Menschen zu kategorisieren. Und kam dabei zu überraschenden Ergebnissen. Eines davon ist, dass nicht besonders glückliche Menschen sich sehr viel häufiger mit anderen vergleichen als heitere. Dass sie bei einer Benotung schlecht abgeschnitten haben, bekümmert sie nicht sehr, solange andere noch schlechtere Noten bekamen. Haben sie hingegen eine gute Note und andere eine noch bessere, schlägt ihnen das gewaltig aufs Gemüt. «Unglückliche Menschen», sagt die Professorin, «scheinen es mit Gore Vidal zu halten, der einmal sagte: «Selber Erfolg zu haben, reicht nicht aus. Andere müssen scheitern.»»

Warum Mieter laut ihrer Forschung glücklicher sind als Hausbesitzer, kann die Psychologin nicht erklären. Besser nachvollziehbar ist ihre Erkenntnis, dass Freundlichkeiten anderen gegenüber einen glücklich machen, aber nur dann, wenn sie nicht allzu oft erwartet werden. Glücklich, sagt Sonja Lyubomirsky, mache auch das Nachdenken über das, was einem an Glück widerfahren ist. Dankesbriefe übrigens auch. Sie selber schreibt keine Briefe und denkt auch nicht sehr häufig über vergangene Glücksmomente nach. «Wissenschaftler sollten unvoreingenommen sein. Wenn ich über Meditation forsche, ist es wahrscheinlich besser, wenn ich nicht selber meditiere.»

Leserbriefe

«Die Weltwoche beurteilt Doktorarbeiten aus dem 20. Jahrhundert nach Kriterien aus dem 18. Jahrhundert.» Hansuli Keller



«Rundumschlag»: Politiker, Umfang ihrer Dissertationen.

Nur eine einzige Seite

Nr. 16 – «Dr. <light> im Bundeshaus»; Philipp Gut über Doktorarbeiten von Politikern

Die *Weltwoche* beurteilt Doktorarbeiten aus dem 20. Jahrhundert nach immer noch weitverbreiteten wissenschaftlichen Kriterien aus dem 18. Jahrhundert. So hätten Watson und Crick für die mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Erstpublikation über die DNA-Struktur gemäss Herrn Gut wohl nicht einmal einen Dokortitel verdient, denn sie umfasst nur eine einzige Druckseite und sechs Literaturzitate. Für die *Weltwoche* hingegen sind die wesentlichen Kriterien für eine gute Dissertation die Länge (möglichst Hunderte von Seiten), die Zahl der Zitate (fünfzig Titel sind «schmal»), nicht aber der wissenschaftliche Gehalt (zum Beispiel Wissenszuwachs). Offensichtlich wird Wissenschaft in der *Weltwoche* und vielerorts an den Universitäten nach unwissenschaftlichen Kriterien bewertet.

Hansuli Keller, Bern

Um im Denksystem des Autors zu bleiben: Ihre Titelgeschichte umfasst sechzig Prozent der Frontseite und dünne zweieindrittel des über siebzig Seiten zählenden Heftes. «Bahnbrechendes, Brillantes, Originelles sucht man vergeblich – ein Schuft, wer denkt...»

Urs Fisch, Basel

Seit Jahren hält sich das Gerücht hartnäckig, dass die Chefredaktoren des famosen Bergier-Berichts, die Herren Professoren Dr. Georg

Kreis und Dr. Jakob Tanner, Teilen ihres Mitarbeiter/-innen-Teams «ziemlich grosszügig» Dokortitel verliehen haben sollen. Wenn man unter anderem an die in diesem Bericht bewiesenermassen falschen Flüchtlingszahlen denkt, wäre es an der Zeit, dass Kreis und Tanner hier endlich Transparenz schaffen und die Liste ihrer promovierten Herrschaft publizieren würden.

Hermann Suter, Greppen

Störend an diesem Artikel ist, dass der Autor den falschen Eindruck erweckt, dass die Qualität einer Dissertation von der Anzahl Seiten abhängt. Zudem stört mich, dass sich der Autor in einer Art Rundumschlag über vielleicht zwanzigjährige Arbeiten von Politikern amüsiert, über Arbeiten, die mit dem politischen Leistungsausweis dieser Doktoren wohl gar nichts zu tun haben. Andreas Renold, Wettingen

Fremde Richter

Nr. 16 – «Strassburger Justiztheater»; Peter Keller über den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

Das Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte (EGMR), dass die Schweiz einen international rechtskräftig verurteilten Drogendealer nicht ausschaffen darf, wirft einerseits die Frage auf, ob dieses Gericht von der Mafia unterwandert ist. Auf der anderen Seite möchte man die «ehrenwerte Gesellschaft» (Mafia) nicht in ein noch schiefes Licht rücken. Ob es für die persönliche Ent-

wicklung der Töchter des Verurteilten vorteilhaft sein wird, in der Nähe des Drogenhändlers aufzuwachsen (gemäss der Logik des EGMR), darf bezweifelt werden.

Helmut Hostettler, Seaford (Grossbritannien)

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ist in der Kette unserer Justiz und Gerichte mit höchster Rechtsprechung offensichtlich vollumfänglich und zwingend zuständig. Das stösst dem Normalbürger sauer auf. Besonders der Fall des klaren Asylmissbrauches mit der für einen unbescholtenen Schweizer Bürger schier unglaublichen Begründung aus Strassburg ist unbegreiflich und der Demokratie unwürdig. Dass die Eidgenossenschaft im Einvernehmen mit der Politik oder durch unsere Staatsverträge so weit gekommen ist, dass diese fremden Richter über uns urteilen, ist bedenklich. Ob Schweizer oder Migranten – unsere Gesetze gelten, und ein Weiterzug durch unsere Anwälte sollte so nicht statthaft sein. Ganz abgesehen davon, entstehen dem Staat unerhörte Kosten: Viele, die ihren Fall weiterziehen, werden so oder so von unserer Schweiz finanziell abgesichert. Schliesslich haben unsere Gerichte, bis und mit Bundesgericht, genügend praktische Erfahrung im eigenen Land, um solche Fälle korrekt zu beurteilen. Ulrich Kägi, Seon

Toll – das wollten wir doch schon seit Jahrhunderten: fremde Richter und Vögte, die uns sagen, was wir in unserem Land zu tun und wie wir unsere «Gäste» zu behandeln haben – selbst wenn diese kriminell und schlecht integriert sind. Sarkasmus beiseite. Dieses Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte ist für uns Schweizer inakzeptabel. Höchstens einige sozialromantische Schöngeister werden sich in ihrem Gutmenschen-tum bestätigt finden. Das Gerichtsurteil aus Strassburg soll aber auch allen Politikern, die mit begierigen Augen nach Brüssel, Strassburg oder Luxemburg schielen, ein Lehrstück und eine Warnung sein. Mit jeder Konzession, die wir machen, mit jedem neuen Vertrag, den wir unterschreiben, verlieren wir unsere Unabhängigkeit Stück für Stück. Und wie sich das in der Praxis auswirkt, zeigt dieses Urteil überdeutlich. Unsere Landesregierung sollte den vorausseilenden Gehorsam ablegen, diesem Urteil des EGMR mit allen Mitteln entgegen-treten und sowohl Brüssel wie Strassburg zeigen, dass wir mit uns nicht spassen lassen. Noch sind wir der Herr im Haus – und wollen es auch bleiben. Erwin Bugmann, Männedorf

Endlos-Filmschleife

Nr. 16 – «Sauerstoff für Terroristen»; Fernseh-Kritik von Andreas Kunz

Grossartig, wie Sie die Unsäglichkeit der Berichterstattung zum Boston-Massaker entlar-

ven. Das an sich Tragische verkehrt sich ins Gegenteil: Man kämpft vergebens gegen einen Lachanfall! Die Endlos-Filmschleife hinter den theatralisch geschminkten Sprecherinnen zeigt im Minutenabstand eine dreiköpfige Familie auf einem Rasen, wo die Mama dem Kleinkind die immer wieder gleichen Söckchen über die Füsschen streift. Als Zuschauer wartet man gebannt auf die nächste, nächste, nächste Sequenz – bevor man dann endlich die gnädige Aus-Taste drückt ...

Barbara Peter, Wil

«Einstein hat mein Leben ruiniert!»

Nr. 16 – «Freud war mein Verhängnis»;
Katja Huber über die Psychoanalyse

Freud würde sich im Grabe ... Nein, ich glaube, er hätte nur ein müdes Lächeln für diesen



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Artikel übrig. Es ist etwa, wie wenn ein frustrierter Student, der sich fünf Jahre von einem unfähigen Physikprofessor quälen liess und sich von ihm dann noch zum Schreiben einer Doktorarbeit «gezwungen» fühlte, nach neun Jahren ohne Titel den Bettel schmeissen würde mit den Worten: «Einstein hat mein Leben ruiniert!»

Beni Fuchs, Prez-vers-Noréaz

So sieht die Wirklichkeit aus

Nr. 15 – «Sex, Drugs 'n' Müsli»;
Beda M. Stadler über den Wandel der westlichen Gesellschaft

Prof. Dr. Beda M. Stadler ist nicht nur ein unkonventioneller und anerkannter Wissenschaftler, sondern auch ein brillanter und provokativer Schreiber. Ich habe in der *Weltwoche* noch nie ein so gutes, mit Humor gespicktes, messerscharfes Essay gelesen und dabei oft ge-

schmunzelt und sogar lauthals gelacht. Beda Stadler trifft den Nagel voll – für viele Betroffene hoffentlich schmerzhaft – auf den Kopf. Dieser Artikel ist ein Genuss und ein Meisterwerk. Bravo und ein grosses Kompliment. Ich hoffe, dass Beda M. Stadler weiterhin für die *Weltwoche* schreibt.

Rolf Finschi, Fällanden

Super geschrieben. Ja, so sieht die Wirklichkeit aus. Aus den ehemaligen Demonstranten und Weltverbesserern sind die heutigen Bünzli geworden. Herr Stadler ist ein Genie im Beobachten der heutigen Welt. Machen Sie weiter so. Es macht Spass, Ihre Artikel zu lesen. Vielen Dank. Markus Müller, Obernau

Gerne lese ich die *Weltwoche*, da sie erfrischend unabhängige und kritische Meinungen vertritt und Investigativjournalismus betreibt. Was mir aber auffällt und sich gebetsmühlenartig praktisch jede Woche in irgendeinem Artikel wiederholt, ist die Sache mit dem Rauchen und der vermeintlich verlorengegangenen Freiheit (siehe «Apropos: Prüderie», «Sex Drugs 'n' Müsli» usw.). Ich halte es nicht für einen Verlust von Freiheit, wenn man nicht mehr in öffentlichen geschlossenen Räumen rauchen darf, also in Restaurants, Bars, Discos, Nachtclubs, Cafés, Kinos, Spitälern, Trams, Zeitungsredaktionen usw. Dass man uns nun ins Essen und Trinken reinreden will – und da gehe ich mit Ihnen einig –, dürfen wir nicht hinnehmen. Die *Weltwoche* schadet aber dem Kampf gegen die Überregulierung, wenn sie alles in einen Topf wirft. Es ist eben nicht dasselbe, ob man etwas isst oder trinkt oder ob man raucht. Denn solange mir jemand sein Bier nicht über die Hosen schüttet und es im eigenen Körper behält und die Notfallaufnahme auch selbst bezahlt, kann er gerne so viel trinken, wie er es für nötig hält; mit dem Essen verhält es sich gleich. Aber der Rauch macht nun mal nicht halt vor mir.

Ali Tunali, Frenkendorf

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf einem Friedhof joggen gehen?

Roland Aeschlimann, Bolligen

Die Toten stört es nicht. Aber Friedhöfe sind für die Überlebenden da. Die Vorstellung, dass ein schwitzender Jogger vorbeirennt, wenn gerade jemand begraben wird, ist unschön. Andererseits nehme ich an, dass für Jogger nur weitläufige Friedhöfe interessant sind, wo auch genug Platz ist für alle, so dass man einer gerade stattfindenden Beisetzung mit dem eigenen Fitness-Programm nicht zu nahe kommt. Falls Sie nach verbindlichen Friedhofs-Regeln fragen: Die sind von Gemeinde zu Gemeinde anders. Fast alle besagen, dass man Trauernde nicht stören soll. Joggen ist selten ausdrücklich verboten, willkommen genauso selten. Mit anderen Worten: Man darf meist ungestraft. Ob man es deswegen auch tun soll, müssen Sie wissen. Für Feingefühle gibt es keine Rezepte.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Megafon der Staatsmacht

Das Schweizer Radio und Fernsehen rühmt sich seines «unabhängigen» Journalismus. Man behauptet, einen «staatsfernen» Service public zu betreiben. Eine vertiefte Analyse der wichtigsten Sendungen zeigt das Gegenteil: Der Staatssender ist ein verlässliches Sprachrohr der politischen Klasse. *Von Roger Köppel*



Unheimliche Nähe zum juste milieu: SRG-Generaldirektor Roger de Weck, 2013.

«Der Berlusconiismus», weiss der Experte, «ist keine Krankheit, die von aussen kam.» Vielmehr hätten die Italiener eine Allergie, die sie daran hindere, die Gesetze zu befolgen. Ein anderer Gewährsmann stimmt zu. Berlusconi sei ein Produkt aus den Abgründen der italienischen Geschichte. Kein Widerspruch, keine Gegenfrage. Im Hintergrund hebt süssliche Kitschmusik an, um die Thesen zu untermauern: Italien im Griff eines diabolischen Clowns, lächerlich, aber auch gefährlich.

Am unteren Bildrand weist derweil die Namensleiste den Allergie-Experten als ehemaligen italienischen Staatsanwalt aus. Er hat versucht – vergeblich, wie wir folgern müssen – den Cavaliere hinter Schloss und Riegel zu bringen. Seine Enttäuschung über das eigene Versagen als Fahnder lässt er vor den Fernsehkameras als Vorwurf gegen Berlusconi und dessen Wähler aus. Die Kollegen der «Rundschau» wiederum verkaufen die Tirade ihrem

Publikum als Analyse. Rhetorisch seufzt der Moderator: «Da soll einer die Italiener noch verstehen.» Gegenfrage: Wie soll man die Italiener verstehen, wenn man sich ums Verstehen gar nicht erst bemüht?

Jenseits der eigenen Leitlinien

Willkommen beim Schweizer Fernsehen, der mächtigsten Medienmonopolanstalt des Landes. Die SRG ist das entscheidende Leitmedium der Schweiz, konkurrenzlos, mit Zwangsgebühren finanziert von jährlich über einer Milliarde Franken, ein Monolith in der Landschaft, um den sich auch zahlreiche private Medienunternehmen scharen, darauf hoffend, dass auch für sie ein paar Millionen an Gebührgeldern abfallen. Die wechselseitigen Verflechtungen bringen es mit sich, dass der staatlich konzessionierte Medienmonopolbetrieb SRG über noch mehr Macht verfügt, als gesund ist. Die Privaten konkurren-

zieren ihn nicht, sie leben von ihm. Alles ballt sich zu einem gewaltigen Konglomerat der Meinungsbildung.

Gemäss dem publizistischen Leitbild der SRG und ihrer Programme müssen sich die Bürger und Gebührenzahler, die bald identisch sein werden, allerdings keine Sorgen machen. «Sachgerecht», «vielfältig» und «unabhängig» will der staatlich konzessionierte Sender sein. Die Redaktionen sollen «keine Ideologie, keine Partei oder sonstige Interessengruppen» bevorzugen: «Wir halten kritische Distanz zu allen Gruppierungen des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Wir lassen uns vom Recht der Öffentlichkeit leiten, ein möglichst faktenreiches Bild vermittelt zu bekommen. Wir machen uns mit keiner Sache gemein [...]. Das Publikum kann sich auf unsere Integrität verlassen.»

Das klingt wundervoll, aber stimmt es auch? Nur wenige Wochen nach dem Berlusconi-Bei-

trag lauschte der interessierte Zuhörer gespannt dem «Echo der Zeit». Das tägliche Informationsmagazin des Schweizer Radios gilt als Flaggschiff, eine Bastion der Unbestechlichkeit, Vorbild aller Publizisten, hervorragendes Leitmedium der Anspruchsvollen, sogar von alt Bundesrat Moritz Leuenberger gelobt für seine Berichterstattung, die «Tag für Tag» so «differenziert» sei, wie «unsere Welt nun mal ist». Dass das «Echo» publizistisch nach Höherem strebt, wird allein schon durch den Umstand kenntlich, dass die Beiträge jeweils mit musikalischen Sphärenklängen untermalt werden, «die ins Nichts aushallen, als wäre ein Konsi-Lehrer beim Stimmen seines Instruments ins Grübeln über den Sinn des Lebens abgerutscht» (Thomas Widmer).

Thatchers Echo

Als wir den Radioempfänger letzte Woche einschalteten, war gerade die ehemalige britische Premierministerin Margaret Thatcher gestorben. Der Tod der Eisernen Lady war dem «Echo» einen Schwerpunkt wert. In der angelsächsischen Welt war man sich parteiübergreifend nahezu einig, dass die resolute Regierungschefin das kranke Britannien der siebziger Jahre durch eine prinzipienfeste, sachlich vernünftige Politik auf einen Erfolgskurs zurückstemmte.

Es gab auch Kritik und sogar Polemik, doch wenn selbst die Labour-Führung Thatcher ausdrücklich lobt und wenn zudem die britische Königin wie zuvor nur beim Tod von Winston Churchill am Staatsbegräbnis teilnimmt, dann kann man davon ausgehen, dass es sich bei der Verschiedenen um eine Persönlichkeit von überdurchschnittlicher Qualität und Bedeutung handelt.

Davon war im giftigen Nachruf des «Echo»-Korrespondenten Martin Alioth allerdings fast nichts zu spüren. Der wortmächtige Ironiker, der intensiv an seinen Sätzen feilt, mäkelt an Thatcher herum und ratterte all die bekannten feindseligen Klischees herunter. Thatcher, bilanzierte Alioth düster, sei durchdrungen gewesen von «neokonservativ geprägten Dogmen» und «imperialer Nostalgie». Die «toxische Wirkung» ihrer Europapolitik belaste die Briten bis heute.

Zu Alioths Deutungen bleibt folgendes anzumerken. Erstens: Den Begriff des «Neokonservativismus», der auf die aussenpolitischen Berater des US-Präsidenten George W. Bush (2000–2008) gemünzt war, gab es zu Thatchers Zeiten noch gar nicht. Das Wort wird hier aus dem Zusammenhang gerissen, um die ausgesprochene Realpolitikerin Thatcher in ein schiefes Licht zu rücken. Zweitens: Mit der Wendung «imperialer Nostalgie» spielt Alioth auf den Falkland-Einsatz der britischen Truppen Anfang der achtziger Jahre an. Der Vergleich hinkt auch hier. Thatcher führte keinen imperialistischen Eroberungskrieg vor der Küste Argentiniens. Sie verteidigte lediglich die

Souveränität britischen Territoriums, das die argentinischen Junta-Generäle leichtsinnig attackiert hatten. Drittens: Was soll so «toxisch» gewesen sein an Thatchers Europapolitik? Dank der standhaften Politikerin ist den Briten die Teilnahme am Euro-Debakel erspart geblieben. Sie dürften das nicht als Belastung, sondern als Segen empfinden.

Nachhaltig irritiert zeigte sich der SRF-Korrespondent sodann über die Anteilnahme, die für ihn an «Heiligenverehrung» grenzt. Auf die Frage der nicht weniger Thatcher-kritischen Moderatorin Ursula Hürzeler, ob es denn keine Beispiele dafür gebe, dass das Thatcher-Modell «erfolgreich, also richtig erfolgreich» gewesen sei, gab Alioth eine bezeichnend irreführende Antwort. Die Verstorbene habe zwar die britische Industrie «zugrunde gehen lassen». Allerdings habe Thatcher es «der Unterklasse» ermöglicht, «billige Häuschen» zu erwerben. Die «Privilegienwirtschaft der Elite» sei bekämpft und der «Demokratie» geholfen worden.

Die Eisernen Lady als politische Immobilienmaklerin und Kämpferin wider das britische

An den wichtigsten Sendungen von SRF lässt sich eine klare weltanschauliche Tendenz ablesen.

Klassensystem? Alioths Antwort ist erhellend falsch. Erhellend deshalb, weil Thatchers Leistung nicht darin bestand, dass sie aus vielen Briten Häuschenbesitzer machte, auch wenn dies eine praktische und wichtige Anwendung ihrer liberalkonservativen Politik war. Thatchers Geltung kommt daher, dass sie mit grossem Erfolg eine ordnungspolitische Wende in Grossbritannien und in der Welt einleitete. Weg vom grossen Staat. Diesen Triumph missgönnen ihr viele Linke bis heute. Sie wollen es nicht wahrhaben, dass die Antisozialistin Thatcher ideologisch richtig lag. Nochmals Alioth: Thatcher habe eine «ungesunde Besessenheit» entwickelt für die Privatwirtschaft, «gegen staatliche Dienstleistungen». Grossbritannien sei davon bis heute «kontaminiert», zu Deutsch: verseucht. Auch das «Echo» klammert sich an die linken Irrtümer, die Grossbritanniens Premierministerin zertrümmerte.

Stütze des Staates

Wir haben uns etwas länger an diesem Beispiel aufgehalten, weil es eine zentrale These dieses Artikels veranschaulicht. Trotz aller Pseudo-Neutralität und oberflächlichen Ausgewogenheit lässt sich an den wichtigsten SRF-Sendungen eine klare weltanschauliche Tendenz ablesen. Radio und Fernsehen schweben nicht neutral über den Dingen, sondern sie haben eine Botschaft, manchmal deutlicher, manchmal unterschwellig, meistens sichtbar. Die SRF-Programme stehen auf der Seite des Staates. Sie sind das Sprachrohr

der Staatsmacht, ihre Stütze, ihre Bühne, ihr Megafon.

Was auch nicht weiter verwundert. Die SRG ist ein Produkt des Staates, dem sie ihre Existenz verdankt und einen Grossteil ihrer Einnahmen. Es wäre lebensfremd, wenn sie tatsächlich, wie ihre Leitlinien behaupten, «kritische Distanz zu allen Gruppierungen des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens» halten könnte. Den staatsnahen Gruppierungen steht die SRG naturgemäss näher als den staatsfernen. Wirklich kritisch sind die staatlichen Radio- und Fernsehsender nur gegenüber jenen Kräften, die den Staat kritisieren.

Wir stützen uns bei diesem Befund auf eine detaillierte Auswertung der Sendungen «Rundschau», «Echo der Zeit», «Reporter», «Dok», «Kulturplatz», «Eco», «Arena», «Tagesschau» und «10 vor 10» im letzten halben Jahr. Nicht in allen Formaten dringt die Haltung gleichermaßen durch. Natürlich gibt es Ausnahmen, gelungene Beispiele, auch hervorragende Arbeiten. Wer sich dem Leutschenbach-Sound in geballter Dosierung aussetzt, kommt freilich um die Erkenntnis nicht herum, dass hier ein erstaunlich festgefügtes Weltbild geschaffen und verteidigt wird. Das ist vor allem dort sichtbar, wo die SRF-Journalisten in eigenen Magazin-Formaten das Geschehen ordnen, Missstände definieren oder Themen setzen. Drei Punkte fallen sofort auf.

Klare Botschaften

Erstens: Die Obrigkeit hat recht. Das wird nirgends so deutlich wie in der SRF-Berichterstattung über den automatischen Informationsaustausch. Die bundesrätliche Linie, vorgespurt durch Finanzministerin Widmer-Schlumpf, geht klar in Richtung Nachgeben. Die wendige Bündnerin will sich «bewegen», über die konkreten Bedingungen wird noch nachgedacht. Schweizer Fernsehen und Radio liefern seit Wochen den intellektuellen Belegtschutz für das Öffnungsmanöver. Sogar die sonst mit der Stoppuhr um Ausgewogenheit bemühte «Tagesschau» erlag am letzten Sonntag ihren Vorurteilen: Ausführlich berichtete sie über internationale Forderungen nach dem automatischen Datenaustausch an die Schweiz durch die G-20. Zu Wort kommt ausschliesslich Patrick Odier, Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung, der sich neuerdings synchron mit Widmer-Schlumpf für den automatischen Datentransfer stark macht. Früher war er dagegen. Kritische Fragen oder Gegenstimmen bleiben aus. Odiers Zauberwort «proaktiv» steht unwidersprochen im Raum.

Was die «Tagesschau» nur unterschwellig andeutet, kommt in anderen Formaten als eindeutige Botschaft rüber. Das News-Magazin «10 vor 10» rollt zum gleichen Thema – G-20 rügt die Schweiz wegen mangelhafter Steuertransparenz – Bundesrätin Widmer-Schlumpf in einem

Interview den roten Teppich aus. Die Finanzministerin erklärt ohne Einspruch, dass sie unter bestimmten Bedingungen bereit sein wird, das Bankkundengeheimnis vollends preiszugeben.

Das «Echo der Zeit» widmet sich dem gleichen Thema. Für Wirtschaftsredaktorin Maren Peters ist die Sache gegessen: «Zu glauben, die Schweiz habe noch eine Wahl [...], ist naiv.» Das Land sei zu klein, der Austausch «wird kommen». In einer anderen «Echo»-Sendung heisst es: Luxemburgs Wende zum automatischen Informationsaustausch «wird die Schweiz zwingen, ihr Geschäftsmodell zu überdenken». Das ist nicht der Tonfall tastender Erwägung. Hier wird die Marschrichtung vorgegeben. Argumente bleiben aus, die Behauptungen genügen sich selbst.

Der Gedanke, ob und wie man sich gegen die Einführung des gläsernen Bürgers allenfalls wehren könnte, wird nicht mal in Erwägung gezogen. Kritiker der Öffnung kommen nicht zu Wort. Der Zuschauer muss folgern: Nur Sturköpfe und Hinterwäldler stellen sich noch quer. Meinungseinfalt statt Meinungsvielfalt. Niemand denkt über die Schablone hinaus.

Es gibt keine Gegenmacht

In Erinnerung bleibt lediglich ein «Rundschau»-Interview mit dem Bankier Thomas Matter vom 9. Januar dieses Jahres. Matter hatte eben ein parteiübergreifendes bürgerliches Komitee gegründet für eine Volksinitiative zur Verankerung des Bankkundengeheimnisses in der Bundesverfassung. Während die Finanzministerin ihre Botschaft im TV unwidersprochen diktieren durfte, drängte Moderator Sandro Brotz den Bankgeheimnisverteidiger Matter von Beginn weg mit frechen Suggestivbehauptungen in die Defensive: «Steuerhinterziehung ist für Sie ja ein Kavaliersdelikt.» Als Matter konterte, legte Brotz fleghaft nach: «Man soll also weiterhin beschissen können in Ihrer Optik?» Niemals würde der selektiv kritische Moderator einem Bundesrat oder einem anderen Vertreter der Obrigkeit derart in die Parade fahren.

Zweitens: Die SRG-Journalisten messen mit ungleichen Ellen. Die staatlich konzessionierten Journalisten erachten es laut Leitbild als ihre Pflicht, «Ereignisse und Entwicklungen nicht nur abzubilden, sondern auch kritisch zu prüfen». Das ist ein heikler Punkt. Als Teile eines Monopolbetriebs haben die SRF-Programme ein besonderes Gewicht und faktisch keine Konkurrenz. Wenn ein privates Medienhaus Missstände anprangert oder sich auf öffentliche Personen einschiesst, gibt es zahlreiche andere, mindestens gleich grosse oder grössere Konkurrenten, die es anders sehen und die Vielfalt theoretisch garantieren.

Nicht so bei der SRG. Es gibt keine Gegenmacht. Das Leitmedium hat einen staatlich geschützten Vorsprung vor allen anderen, was wiederum einen besonders verantwortungsvollen Umgang, ja eine Behutsamkeit erfordert, wenn



Spanische Inquisition: Moderator Brotz (l.), Nationalrat Mörgeli in der «Rundschau» vom 27. März.

man Kritik übt oder kritische Kampagnen gegen Personen oder Firmen führt.

Wie gehen die staatlichen Sender mit dieser Verantwortung um? Tendenziös, um es vorsichtig auszudrücken. Im letzten halben Jahr widmete sich SRF nur zwei Personen erkennbar und auf den Mann bezogen kritisch: Der eine war SVP-Nationalrat Oskar Freysinger, der in einem «Reporter»-Beitrag ohne Anführungszeichen als Rattenfänger titulierte wurde. Zwar wurde die Zeile im Beitrag selber abgemildert, aber niemals käme es den SRF-Kollegen in den Sinn, die Politiker der Mainstream-Parteien mit solchen Formeln zu beschreiben.

Der zweite Politiker im Leutschenbach-Visier war SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli. Der Medizinhistoriker musste sich in einer «Rundschau»-Sendung von einem anonymen Dissertationsbetrüger beschuldigen lassen, als Doktorvater beim mehrfachen Dissertationsbetrug mitgeholfen zu haben. Beweise für diesen bösen Vorwurf wurden keine vorgelegt. Wir wiederholen: Darf ein staatlich konzessioniertes, mächtiges Leitmedium sich bei so gravierenden Attacken lediglich auf die Aussagen eines überführten Dissertationsbetrügers stützen?

Moderator Brotz forderte den habilitierten Titularprofessor im Interview am Schluss sogar zum Rücktritt auf. In den SRF-Leitlinien heisst es: Kommentierende Aussagen seien «eher selten [...] und den Chefredaktoren, den Fachredaktionsleitern und Mitarbeiterinnen mit besonderen Fachkenntnissen vorbehalten». Brotz, der ehemalige KV-Stift aus Dielsdorf ohne Universitätsabschluss, legte eine erstaunliche Kompetenzanmassung an den Tag.

Selbst die Überaggressivität wäre ausnahmsweise erträglich, wenn sie denn einigermaßen gerecht verteilt würde. Der Fall ist das Gegenteil. Nehmen wir wieder den bereits erwähnten Mo-

derator. Im untersuchten Zeitraum hat er mehrere Politiker auf dem «heissen Stuhl» interviewt, darunter die damalige Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf, Aussenminister Didier Burkhalter und den CVP-Präsidenten Christophe Darbellay. Allein die Körpersprache ist aufschlussreich. Während Brotz den SVPLern Matter und Mörgeli wie ein Mitglied der spanischen Inquisition begegnet, gibt er sich gegenüber den Mittellinks-Politikern geradezu irritierend einfühlend bis kriecherisch.

CVP-Chef Darbellay zum Beispiel darf sich am 28. November 2012 über seinen Vorschlag verbreiten, es brauche eine zweite EWR-Abstimmung. Brotz eröffnet lächelnd: «Herr Darbellay, was ist Ihre Vision für Europa?» Von unten führt der Moderator dann auch die Interviews mit Burkhalter und der EU-Kommissarin Viviane Reding, der er jede kritische Frage erspart. Den Gipfel der Unterwürfigkeit allerdings erklimmt der Interviewer, als er zum Abschluss ihres turbulenten Präsidialjahrs 2012 Bundesrätin Widmer-Schlumpf ins Studio bittet.

Auf den Knien formuliert er seine Fragen: «Frau Bundespräsidentin, alles in allem: War es für Sie ein gutes Jahr?» – «Was hat Sie am meisten bewegt?» – «Welche Persönlichkeiten haben Sie getroffen?» – «In Ihrem Präsidialjahr war der Bundesrat geschlossener.» – Und so weiter. Im Filmbeitrag war das Führungsdebakel im Fall um den Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand mit Widmer-Schlumpf in einer Hauptrolle immerhin erwähnt worden. Brotz traute sich dann allerdings nicht, das Thema anzusprechen.

Niemals rechts

Drittens: SRF ist ein weltanschaulich durchtränktes Gebilde, das nur oberflächlich vorgibt, neutral und objektiv zu sein. Wohlver-



Auf den Knien: Brotz, Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf am 5. Dezember 2012.

standen: Journalistische Objektivität ist nie zu haben. Es gibt den interesselosen, herrschaftsfreien, archimedischen Punkt nicht, den die SRF-Kollegen in ihren Leitlinien journalistisch für sich in Anspruch nehmen. Aber vor allem das gebührenfinanzierte Leitmedium müsste zumindest den Willen zur Objektivität erkennen lassen. Hat man versucht, die Sache auch von einer ganz anderen Seite anzuschauen? Sind alle relevanten Skeptiker zu Wort gekommen? Wurde zur Abwechslung der Spiess auch einmal umgedreht, damit sich die Vertreter der obrigkeitlichen Position fundiert rechtfertigen müssen?

In dem von uns überblickten Zeitraum und in den jetzt aktuellen Debatten ist das nicht geschehen. Es mag immer einzelne Ausreisser geben. Beispielsweise brachte die «Rundschau» kürzlich eine Reportage, die das sinnlose «Asyl-Karussell» zwischen der Schweiz und Italien anhand detaillierter Recherchen sehr gut zeigte. Der Bericht machte deutlich, dass in der Schweiz abgewiesene, nach Italien zurückgeschickte Asylanten von den dortigen Behörden umweglos in die Schweiz zurückgelenkt werden.

Die gedankliche Konsequenz aus der faktenklaren Darstellung freilich zogen die Journalisten nicht. Anstatt die tiefere Ursache in den Blick zu nehmen – das nicht funktionierende Schengen/Dublin-Abkommen –, scheuten sie sich, die politischen Folgerungen aus ihren Recherchen zu ziehen.

Wir können uns an keinen Beitrag erinnern – ausgenommen die raren Dokumentarfilme von Hansjürg Zumstein –, in dem der Wille zum Ausbruch aus dem Mainstream erkennbar gewesen wäre. Das Umgekehrte war die Regel: Mehrere Sendungen befassen sich kritisch mit dem Rohstoffhandel aus der Schweiz (einziger Kontrapunkt: das Wirtschaftsmagazin «Eco» einmal spätabends). Probleme der Zuwande-

rung werden nahezu ausschliesslich aus der Sicht von hier lebenden Ausländern geschildert. Flüchtlingsschicksale um Sans-Papiers, Asylanten und Arbeitsmigranten sind ein auffällig wiederkehrendes Thema vor allem im Umfeld der ausländerpolitischen Debatten im Parlament («Rundschau», «Club» und mehrfach «Reporter»). Die angeblich unmenschliche Ausschaffungspraxis der Schweiz wird kritisch untersucht. Unerwähnt aber bleiben gleichzeitig die Tricks und Machenschaften, mit denen rechtskräftig abgewiesene Asylbewerber zur Verzweiflung der Behörden trotzdem im Land bleiben. Sparvorlagen im Sozialstaat werden in den SRF-Magazin-Sendungen verlässlich aus «sozialer» Sicht kritisiert unter Ausblendung grösserer Zusammenhänge etwa bei der IV, wo der angeblich so unmenschliche Sparzwang politisch längst entschärft wurde (was eigentlich zu kritisieren wäre).

Wir können uns an kein Thema erinnern, bei dem SRF für einmal eine rechte Position bezogen hätte. Manchmal sind die Sendungen neutral, in der Regel klar links.

Wie manipulativ die SRF-Journalisten dabei vorgehen, zeigt der Beitrag «Fremde Richter» in der «Rundschau» vom 5. Dezember 2012. Hier geht es um die von SVP-Nationalrat Christoph Blocher angestossene Debatte, wonach sich die Schweiz zusehends mit Tendenzen konfrontiert sieht, die demokratisch verabschiedetes Landesrecht durch völkerrechtliche Bestimmungen einzuschränken drohen. Anstatt sich offen auf die Diskussion einzulassen, lenkt Moderator Brotz die Debatte süffisant in die gewünschte Richtung. Der «Alleingangsstrategie» Blocher wird belächelt, er missbrauche Bruder Klaus für isolationistische Zwecke, «als Maskottchen». Die Frage nach den «fremden Richtern» wird schon in der Anmoderation als «Mythos der fremden Richter» abgebu-

Interessant ist die Bildsprache. Blocher taucht unter Treichlern und FahnenSchwingern auf, aus dem Filmarchiv wird ein Ausschnitt von «Wilhelm Tell» gezeigt.

Schnitt. Die «Rundschau» präsentiert als Blochers Gegenpart den Schweizer Efta-Richter Carl Baudenbacher. Er hält Blochers These für eine «Leerformel». Eine zweite Expertin tritt auf. Professorin Christa Tobler unterstützt Baudenbachers Position – zwei Akademiker gegen einen Politiker. Tobler behauptet, Blocher habe einen antiquierten Souveränitätsbegriff. Die journalistische Methode der «Rundschau» besteht darin, den Kritisierten nie direkt mit den Argumenten seiner Kritiker zu konfrontieren. Lieber setzt man auf die emotionalen Bilder. Hier die neutralen, vertrauenerweckenden Experten, dort der mythenumrankte Politiker im Umfeld seiner FahnenSchwinger. Baudenbacher liefert die gewünschte Schlussbotschaft: «Die Schweiz muss sich in den EWR bewegen.» Ironisch kommentiert der «Rundschau»-Sprecher die entsprechenden Bilder: «Aber bei den Treichlern in Biel verhalten solche Ratschläge von sogenannten fremden Richtern ungehört.» Der Versuch, Blochers Position zu ergründen, wurde erst gar nicht unternommen.

Erdbebensichere Vorurteilsstruktur

Gerne würde man den Worten des SRG-Generaldirektors Roger de Weck glauben: «Nirgends ist der Service public so staatsfern wie bei uns.» Das Gegenteil ist richtig. Eine vertiefte Analyse der wichtigsten Sendungen offenbart eine geradezu unheimliche Staatsnähe des staatlich konzessionierten Rundfunks, eine weitestgehende Übereinstimmung der SRG mit Positionen und Begriffen der Classe politique, die zwar gelegentlich alibimässig kritisiert wird, aber niemals mit der gleichen Härte, die politischen Underdogs wie Mörgeli entgegenschlägt. Die inhaltlichen Botschaften der SRF-Programme sind von beklemmender weltanschaulicher Geschlossenheit. Sie bilden eine erdbebensichere Vorurteilsstruktur.

Als hermetisch abgedichtetes System reproduziert die SRG das von ihr verlangte Weltbild automatisch. Dass es so bleibt, dafür sorgt auch die Besetzung der Kontrollgremien. Das gleiche Mittellinks-Milieu, das die Staatssender inhaltlich bedienen, ist auch für die Überwachung zuständig. Wirkliche SRG-Kritiker konnten ferngehalten werden. Auch die Ombudsstellen sind mit geneigten Personen bestückt. Ombudsmann Achille Casanova ist ein Loyalist des Bundesrats. Die Beschwerdeinstanz UBI leitet Roger Blum, von dem kein «friendly fire» zu erwarten ist.

Als der SVP-Parlamentarier Lukas Reimann im letzten März mehr Offenheit im Geschäftsbericht der SRG verlangte, stimmte der Nationalrat grossmehrheitlich gegen ihn. In Zeiten allgemeinen Transparenzwahns war es eine bemerkenswerte Entscheidung. Die Berner Politik würde niemals gegen ihre grösste und einflussreichste Werbeplattform stimmen. ○

Sozialbehörde ausser Kontrolle

Eine Schulsozialarbeiterin verdächtigt Eltern, den Sohn zu misshandeln. Sie warnt gar vor einem Amoklauf des Zwölfjährigen. Die Verdächtigungen erweisen sich als falsch. Der Fall – ein Albtraum für die betroffene Familie – steht beispielhaft für den überbordenden Therapiestaat. *Von Philipp Gut*

Der Brief kam eine Woche vor den Sommerferien, im Juli 2012. Max und Helen Zuber (Namen geändert), wohnhaft in der Zürcher Gemeinde Fällanden am idyllischen Greifensee, waren «schockiert» und fielen aus allen Wolken. Die Schulpflege teilte den Eltern mit, dass für ihren Sohn eine sogenannte Gefährdungsmeldung ausgegeben worden sei. Tom war damals zwölfjährig und besuchte die 6. Primarklasse. Laut den Behörden war das Schlimmste zu befürchten. Es bestehe die Gefahr, dass der Junge Amok laufe.

Die Zuber konnten nicht glauben, was sie da lasen. Konfrontiert mit schwersten Vorwürfen, fanden sie sich unverhofft in einem monatelangen Albtraum wieder, dessen Druck erst ein halbes Jahr später langsam nachliess. Ein Gutachten des renommierten Kinder- und Jugendpsychologen Allan Guggenbühl entkräftete schliesslich sämtliche Anschuldigungen und Vorwürfe. Die schrillen Alarmglocken wurden, so Guggenbühls Fazit, ohne sachliche Grundlage gezogen – obwohl oder gerade weil ausschliesslich Profis am Werk waren. Der Fall steht exemplarisch für den überbordenden Therapiestaat, in dem übereifrige und sich selber beschäftigende Behörden eine Eigen Dynamik auslösen können, in der der Bodenkontakt zu den Faken mitunter verloren geht.

Angefangen hat alles im Herbst 2011. Nach einigen Streitereien mit Kollegen besuchte die offizielle Schulsozialarbeiterin Britta Flury die Klasse. Tom werde «gemobbt», befand sie. Doch obwohl sich, wie Tom und dessen Eltern betonten, «bald alles wieder beruhigte», musste der Knabe weiterhin zur Einzelberatung antreten.

Im Dezember 2011 fand in der Schule ein Elterngespräch statt. Tom hatte Probleme: Er konnte sich, obgleich intelligent, nur ungenügend motivieren und brachte schlechte Noten nach Hause. Auf Empfehlung der Klassenlehrerin wurden die Einzelstunden mit der Sozialarbeiterin fortgesetzt. Dies in der Hoffnung, dass er wieder für die Schule zu begeistern sei und seine Lernmotivation steige.

Doch es kam anders. Für Tom seien die Gespräche mit der Sozialarbeiterin zunehmend zu einer Belastung geworden, berichten die Eltern. Er habe mehrfach gebeten, nicht mehr hingegen zu müssen («Ich habe ja keinen Streit mit den andern mehr»). Aussagen, wonach er zufrieden sei und es gut habe mit Eltern und Kollegen, taxierte Flury als unglaubwürdig.



Haarsträubender Fall: Vater und Sohn in den Ferien, 2011.

Die Sozialarbeiterin liess sich in ihrem offenbar feststehenden negativen Urteil nicht beirren. Im Juni 2012 meldete sie Tom zusätzlich bei einer Schulpsychologin an, ohne Lehrer und Eltern zu informieren. Diese erfuhren erst davon, als sich die Psychologin bei ihnen meldete.

Hinter dem Rücken der Eltern und Lehrer

Kurz darauf bot sich die Möglichkeit zu einer Klärung. Am 16. Juni 2012 fand ein Elterngespräch mit den beiden Klassenlehrern, Sozialarbeiterin Flury und der Schulpsychologin statt. Tom benötige dringend Hilfe, sagte Britta Flury, ohne allerdings konkret zu werden. Die übrigen Gesprächsteilnehmer konnten ihr nicht folgen. Wie aus der Schulakte hervorgeht, die der *Weltwoche* vorliegt, erkannte die Schulpsychologin «keinen Handlungsbedarf». Eltern und Lehrer sahen

es ähnlich. Ein nächstes Gespräch wurde auf den Herbst (September 2012) vereinbart.

Entgegen dieser Vereinbarung prescht Flury vor, nun gibt es kein Halten mehr für die hyperaktive Sozialarbeiterin. Sie schlägt in den schrillsten Tönen Alarm – hinter dem Rücken von Eltern und Lehrern. Flury schaltet die Kinderschutzgruppe Uster/Dübendorf ein. Ihr ungeheuerlicher Verdacht: Tom werde zu Hause psychisch und physisch misshandelt und geschlagen. Mehr noch: Der zwölfjährige Junge, vermutet sie, könnte Amok laufen und Lehrer und Klassenkameraden niedermähen.

Bereits am 5. April 2012 hatte sie, wie aus den der *Weltwoche* vorliegenden Akten hervorgeht, den «Erstkontakt» zur Kinderschutzgruppe aufgenommen. Das entscheidende Treffen fand dann am 5. Juli statt. Neben den sechs Beraterinnen waren, wie es im Sozialjargon des Protokolls heisst, die «Melderin» Britta Flury

und, als Vertreterin der Schulgemeinde, Sylvia Zimmer zugegen, die Leiterin der Koordinationsstelle Sonderpädagogik/Soziales.

Das professionelle Gremium, bestückt mit Expertinnen aus den Bereichen Medizin, Psychiatrie, Schulpsychologie sowie Kleinkind-, Jugend- und Familienberatung, stützte sich voll und ganz auf die «Fallschilderung» der Sozialarbeiterin. Deren Vorwürfe gipfelten in der Behauptung, die Eltern «würden ihr Kind bei schlechten schulischen Leistungen abwerten und auch schlagen». Sodann geisselte sie per Ferndiagnose den «elterlichen Erziehungsstil», der «unangepasst» wirke. «Die Mutter sei Schweizerin und Hausfrau, der Vater habe selber schulische Probleme gehabt», heisst es im Protokoll der Kinderschutzgruppe.

Offenbar fragte niemand im hochdekorierten Expertengremium nach, ob diese Schilderungen auch zuträfen. Denn die sechs Beraterinnen gaben, eins zu eins auf der Linie von Sozialarbeiterin Flury und offenbar ohne kritische Gegenfragen oder Faktenschecks, folgende «Einschätzung und Empfehlung» ab: Sowohl die Schule als auch die Eltern würden dem Kind nicht gerecht, dessen Probleme würden «verleugnet». Weiter heisst es im Protokoll: «Man muss von einer emotionalen (fehlende Wertschätzung, Empathie, Geborgenheit) und körperlichen Misshandlung (gewaltsame Behandlung, Schläge) und von Vernachlässigung (u. a. mangelnde Beaufsichtigung) ausgehen.»

Rollenspiele führten in die Irre

Die Kinderschutzgruppe empfahl den Gemeindebehörden schliesslich, eine «Gefährdungsmeldung» zu erstellen, Tom pädiatrisch abklären zu lassen, ihn aus der Familie zu entfernen und in ein Internat zu stecken. Zudem solle der Knabe mit «Not-Telefonnummern» ausgestattet werden – für den Fall der angeblichen Misshandlungen.

Die Behörden folgten dem Rat der Expertinnen. Tom habe «Gewaltfantasien, welche in Richtung einer Amokgefährdung gehen», heisst es in einem als «vertraulich» gekennzeichneten Brief der Schulpflege an die Sozialbehörde Fällanden vom 17. Juli 2012. Die Schulpflege sehe sich veranlasst, «eine Kindeswohlgefährdung zu stellen». Es werde «ausdrücklich festgehalten», dass der Junge, «um seine emotionale und kognitive Entwicklung nicht weiterhin zu gefährden, eine externe Platzierung mit Internatsanbindung dringend benötigt». Und weiter: «Die Eltern wurden über diese Gefährdungsmeldung nicht informiert.»

Schliesslich erfuhren die Zubers kurz vor den Sommerferien dann doch von der Gefährdungsmeldung. Aber erst nach den Ferien, Mitte August, sagten ihnen die Behörden erstmals, was man ihnen konkret vorwarf. Tom müsse zwingend psychologisch abgeklärt wer-

den, beschied man der Familie. Weil ihr Vertrauen in die Behörden und die staatlichen kinderpsychologischen Dienste nach den bisherigen Erfahrungen angeschlagen war, bestanden die Zubers darauf, den renommierten Kinder- und Jugendpsychologen Allan Guggenbühl mit der Abklärung zu betrauen.

Das Gutachten, datiert vom 29. November 2012 – es liegt der *Weltwoche* ebenfalls vor –, entkräftet sämtliche Vorwürfe und Anschuldigungen der Behörden. Der Kontakt der Eltern zu ihrem Sohn wirke «herzlich und unauffällig». Er erlaube «keinerlei Rückschlüsse auf Spannungen oder eine problematische Beziehung». Eltern und Sohn seien «emotional aufeinander bezogen», und es herrsche eine gute Stimmung in der Familie.

Tom mache den Eindruck eines freundlichen, gesprächsbereiten und fantasievollen Jungen. «Beim Erstkontakt ist er offen und kooperativ.» Über die Familie und die Erfahrungen in der Schule spreche er, ohne zu zögern. Über die Vorwürfe des Sozialamts sei er informiert. Die Vorwürfe gegen ihn und seine Eltern empfinde er als ««völlig» ungerechtfertigt».



Alle Vorwürfe entkräftet: Gutachter Guggenbühl.

Das Problem ortet der Junge ganz woanders: bei Sozialarbeiterin Britta Flury, welche die Verdächtigungskaskade in Gang gesetzt hatte. «Die Stunden bei ihr hätten ihm gar nichts gebracht. Sie habe ihn gezwungen, familiäre Situationen immer wieder nachzuspielen. Er habe sie so lange nachspielen müssen, bis daraus eine Gewaltsituation geworden sei», heisst es im Gutachten. Gemäss Tom habe die Sozialarbeiterin in einer harmlosen Situation einen Übergriff gesehen und «Gewaltvorfälle unterschieben» wollen. «Sie habe ihn bei den Rollenspielen manipuliert, bis seine Worte ihren Erwartungen entsprochen haben.»

Allan Guggenbühl kommt in seinem Gutachten zu Schlüssen, die den Befunden der lokalen und regionalen Fachstellen und Behörden diametral entgegenstehen. Die schweren Vorwürfe, die die Familie in eine monatelange Krise stürzten, lösen sich in Luft auf. Der

Verdacht auf eine Traumatisierung von Tom durch die Eltern und eine übermässige Gewaltbereitschaft bestätige sich nicht. Tom mache den Eindruck eines aufgeweckten, sensiblen Jungen. Die Beziehung zu den Eltern sei herzlich und im Bereich der Norm. Die Gefahr eines Amoklaufs bestehe ebenfalls nicht. Weder sei ein Aggressionstau noch eine übermässige Faszination für Gewalt feststellbar, wie das die Behörden behauptet hatten. Möglich sei lediglich, dass Tom «mit seiner speziellen Art nicht bei allen Kollegen sogleich auf Akzeptanz stösst und eine Mobbingproblematik ausgelöst wird. In seiner aktuellen Klasse ist dies jedoch kein Problem», schreibt Psychologe Guggenbühl.

Niemand will verantwortlich sein

Wie ist es möglich, dass eine ganze Reihe von hochdekorierten Fachpersonen und professionellen Gremien zu solch verheerenden Fehleinschätzungen kommen konnte? Warum hat nie jemand kritisch dagegeng gehalten?

Bei moralisch aufgeladenen Themen wie dem Kinderschutz falle es schwer, eine Gegenposition einzunehmen, sagt Allan Guggenbühl. Wer Widerspruch wage, gelte schnell als Handlanger des Bösen. Es könne – wie im «Fall Fällanden» exemplarisch zu beobachten ist – leicht eine Eigendynamik entstehen, indem sich die verschiedenen Experten gegenseitig bestätigten – oft losgelöst von den Fakten und der objektiven Grundlage. Am Ende, sagt Guggenbühl, wolle niemand verantwortlich sein. Weil oft eine Vielzahl von Stellen und Fachleuten involviert seien, könnten sich die Beteiligten leicht hintereinander verstecken.

Tatsächlich: Sozialarbeiterin Britta Flury, die den haarsträubenden Fall ins Rollen gebracht hatte, reagierte nicht auf eine Anfrage der *Weltwoche*. Auch Sozialamtschef Roger Hermann (SP) war nicht zu erreichen. Der zuständige Schulpfleger, PH-Dozent und SP-Politiker Thomas Jenny, der den betroffenen Eltern in einer E-Mail beschieden hatte, alles sei «korrekt abgelaufen» und er stehe «voll und ganz hinter meinen Mitarbeiter/innen», wollte ebenfalls keine Stellung nehmen und verwies auf seinen Vorgesetzten, Schulpflegepräsident Bruno Loher (ebenfalls SP). Dieser vermag keine Fehler der Behörden zu erkennen. «Jede Gefährdungsmeldung kann eine Verdächtigung sein. So ist das System», sagt Loher.

Im «Fall Fällanden» könnte also noch ein weiterer Faktor hinzugekommen sein, der für die Selbstkritik hinderlich war und die unheilvolle Dynamik der falschen Behördenverdächtigungen beschleunigte: Die politisch Verantwortlichen gehören alle derselben Partei an, der SP. Das Hauptproblem bleibt indes der übermarchende Sozial- und Therapiestaat, der sich hier selber ad absurdum führt: Statt Leid zu lindern, produziert er selber welches. ○

Professoren spielen Richter

Dank einer Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte soll ein schlecht integrierter Drogenhändler aus Nigeria in der Schweiz bleiben dürfen. Auch renommierte Juristen irritiert die Rechtsprechung aus Strassburg. *Von Lucien Scherrer*



«Ein erlauchter Kreis, der fernab der Realitäten lebt»: Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte.

Agbor, eine Kleinstadt im Nigerdelta, hat der Legende nach schon manchen Krieger hervorgebracht. Und noch heute gelten ihre Bewohner als zähe Überlebenskünstler. Nicht ganz zu Unrecht, wie der Fall Kinsley U. zeigt. 1972 in Agbor geboren, hat es der Nigerianer mit viel List und Ausdauer geschafft, sich in Europa festzusetzen. Obwohl man ihn dort eigentlich gar nicht haben will.

Dass er bleiben kann, hat der Nigerianer auch dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) zu verdanken. Dieser hat am 16. April entschieden, dass die Schweizer Behörden Kinsley U. nicht ausschaffen dürfen (*Weltwoche* Nr. 16/2013). Grund: Der 40-Jährige hat 2003 eine Schweizerin geheiratet und mit ihr zwei Kinder gezeugt. Eine Ausschaffung, so der EGMR, würde das Menschenrecht der Familie U. auf «Achtung des Privat- und Familienlebens» verletzen, weil der Vater seine Kin-

der dann kaum noch sehen könnte. Es gibt wohl kaum ein Verdikt aus Strassburg, das in der Schweiz für derart heftige Reaktionen gesorgt hat. Die Volksseele kocht, und selbst Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) wettete im *Sonntagsblick* über das «nicht nachvollziehbare Urteil».

Recht auf Familienleben

Was ist faul im Strassburger Richtertempel? Diese Frage beschäftigt nicht nur den Stammtisch, sondern auch renommierte Juristen. «Der EGMR interpretiert die menschenrechtlichen Ansprüche oft grosszügig», sagt Bundesrichter Thomas Stadelmann (CVP). Die Ansprüche der Gesellschaft – etwa, dass sich Asylsuchende um Integration zu bemühen und Gesetze zu beachten hätten –, würden hingegen «manchmal zu wenig ernst genommen».

Der EGMR ist 1959 unter dem Eindruck der Nazi-Verbrechen geschaffen worden. Ziel der Gründerväter war es, den Klägern Schutz vor elementaren Menschenrechtsverletzungen zu bieten. Ob sie damals an Fälle wie den von Kinsley U. gedacht haben, ist fraglich. Denn der Afrikaner, der 1998 über Italien nach Europa kam, ist kein unschuldiges Opfer krimineller Staatsbehörden. Im Gegenteil: 2001 stellte er unter falschem Namen einen Asylantrag in der Schweiz; im selben Jahr wurde er in Wien wegen Drogenbesitzes zu einer milden Jugendstrafe verurteilt, weil er die Behörden über sein Alter täuschte (offiziell war er 18, real 28).

Gemäss Akten des Kantonsgerichts Basellandschaft verkehrte der Mann in der Schweiz hauptsächlich mit Landsleuten. Er sprach kaum Deutsch und wurde mehrmals aufgefordert, sich «ernsthaft um Arbeit zu bemühen», denn seine Familie lebte von der Sozialhilfe.

Statt nüchtern zu urteilen, setzt die Gilde schöngeistige Völkerrechtskonzepte um.

Kurz darauf wurde er in Deutschland zu einer Freiheitsstrafe von dreieinhalb Jahren verurteilt, weil er versucht hatte, 257 Gramm reines Kokain von den Niederlanden nach Deutschland zu schmuggeln.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis weigerten sich die Basellandschäftler Behörden, dem Nigerianer erneut eine Aufenthaltsbewilligung zu erteilen. Das öffentliche (und wirtschaftliche) Interesse, einen fürsorgeabhängigen Drogenhändler fernzuhalten, sei höher zu gewichten als dessen Recht auf «Achtung des Familienlebens». Diese Ansicht bestätigten das Kantonsgericht Baselland (2008) und das Bundesgericht (2009).

Nur das Strassburger Richterergremium sah das anders. Eine Mehrheit der sieben Richter, darunter die Schweizerin Helen Keller, sah über Kinsley U.s kriminelle Vergangenheit hinweg: Die Schweiz sei inzwischen sein «Lebensmittelpunkt» und in den letzten vier Jahren habe er sich tadellos verhalten. Die vier Jahre entsprechen in etwa der Zeit, die der Menschenrechtsgerichtshof brauchte, bis er den Fall behandeln und ein Urteil fällen konnte. Mit anderen Worten: Die Richter belohnten den Kläger für die Schwerfälligkeit ihrer eigenen Institution.

Eine Anmassung, die alt Bundesrichter Martin Schubarth (SP) für bezeichnend hält. Seiner Meinung nach hat sich der EGMR längst weit entfernt von seinem Grundauftrag, elementare Verletzungen von Menschenrechten zu verurteilen. «Die Richter sollten nur in Ausnahmen in funktionierende Rechtssysteme wie die Schweiz eingreifen», sagt er, «stattdessen massen sie sich an, Ermessensentscheide neu zu beurteilen.»

Ein Herz für Hausbesetzer

Der Fall Kinsley U. war ein solcher Ermessensentscheid. Das zeigt die Tatsache, dass das Verdict des EGMR nicht einstimmig fiel. Zwei Richter argumentierten, dass eine Ausweisung gerechtfertigt sei. Schliesslich habe der EGMR eine «strenge» Haltung gegenüber Drogenhändlern stets unterstützt. Tatsächlich hat das Gremium am 15. November 2012 in einem ähnlichen «Schweizer» Fall ganz anders entschieden. Es bestätigte die Ausweisung einer Ivorerin, die 2,5 Kilogramm Kokain geschmuggelt hatte – und die sich ebenfalls darauf berief, dass sie in der Schweiz zwei Kinder habe. Doch für eine Mehrheit der Richter zählten die Drogen mehr als die Kinder.

Ein Widerspruch, der möglicherweise noch zur Sprache kommt. Denn wie aus dem Bundesamt für Justiz zu vernehmen ist, überlegt sich die Schweiz, das Urteil an die grosse Kammer des EGMR weiterzuziehen. Chancen auf eine Neubeurteilung hat nur, wer Widersprüche zu früheren Urteilen oder eine grosse Tragweite eines Entscheids geltend machen kann.

Doch egal, wie die Sache ausgeht: Am Grundproblem, dass es die Strassburger Richter generell «an Zurückhaltung mangeln lassen», wie es Bundesrichter Stadelmann ausdrückt, wird sich nichts ändern. Denn der Trend geht eher in die andere Richtung. So haben die Strassburger Richter eine Schweizer Krankenkasse gezwungen, einem 67-jährigen Transsexuellen eine Geschlechtsumwandlung zu zahlen, obwohl dieser sich nicht an Fristen gehalten hatte. Und 2011 erklärten die EGMR-Richter die Auflösung eines Genfer Hausbesetzervereins für unzulässig, obwohl dessen Ziele explizit illegal waren. «Das sind Exzesse», sagt Martin Schubarth, «die letztlich die Legitimität des EGMR untergraben.»

Wie ist das zuweilen seltsame Gebaren der Strassburger Richter zu erklären? Die Schweizer Richterin Helen Keller, sonst immer gerne zu einem Interview bereit, hüllt sich in Schweigen. Zum Fall U. nehme sie grundsätzlich keine Stellung, teilt sie der *Weltwoche* auf Anfrage mit, und zu ihrer Arbeit am EGMR wolle sie sich erst äussern, «wenn die Debatte etwas weniger hitzig ist». Dabei hätte Keller guten Grund, sich zu erklären. Denn nach Ansicht vieler EGMR-Kritiker sind Leute wie sie Teil des Problems: Akademiker, die gewöhnliche Gerichtssäle nur vom Hörensagen kennen, in

Strassburg aber den Ton angeben. So auch im Fall Kinsley U., der von einer Gruppe Professoren und Funktionären entschieden wurde.

Die ehemalige deutsche EGMR-Richterin Renate Jaeger beklagte sich bereits 2010, dass in Strassburg Völkerrechtler dominierten, die sich mangels eigener Erfahrungen im Richterberuf gerne an «internationalem Soft-Law»



«Moralische Instanz»: EGMR-Richterin Keller.



«Oft grosszügig»: Bundesrichter Stadelmann.

wie Übereinkünften, Absichtserklärungen und Richtlinien orientierten. Diese «Professoren» hätten grosse Mühe, wie Richter zu denken. Sie könnten schlecht zwischen geltendem Recht und dem, was aus völkerrechtlicher Sicht «wünschenswert» wäre, unterscheiden. Mit anderen Worten: Statt nüchtern zu urteilen, versucht die Akademikergilde, ihre schöngeistigen Völkerrechtskonzepte umzusetzen.

Expertin für Langsamverkehr

Schubarth spricht von einem «erlauchten Kreis, der fernab der Realitäten lebt». Wie gut Helen Keller die Schweizer Realität in Sachen Drogenhandel kennt, ist offen. Sicher ist: Sie hat eine Karriere hinter sich, in der «Soft-Law» mehr zählt als harte Realitäten im Gerichtssaal.

Nach dem Studienabschluss (2003) bleibt sie an der Universität, zuerst als Oberassistentin, dann als Gastprofessorin in Luzern (2002) und

schliesslich als Professorin für Europa- und Völkerrecht in Zürich (2004). In ihren Arbeiten befasst sich Keller zunächst mit Umweltrecht, etwa mit der «Verfassungsgrundlage des Langsamverkehrs» oder «Nachhaltigkeit als Verfassungsprinzip»; danach spezialisiert sie sich auf Völker- und Menschenrechte. So empfiehlt sie sich für höhere Aufgaben. 2005 schafft sie die Wahl in den Uno-Menschenrechtsausschuss, ein Bürokratiengremium, das von Diktaturen dazu genutzt wird, Demokratien in Sachen Menschenrechte zu belehren. «Das Amt bringt viel Ehre und Prestige», sagt sie 2010 in einem Interview mit dem *Landboten*, «ich bin in Menschenrechtsfragen zu einer moralischen Instanz geworden.»

Als solche mischt sich Keller auch gerne in die politische Debatte ein. So warnt sie in Interviews vor rechten Politikern, die «mit dem Feuer spielen», oder sie wirft Linken und Mitteparteien vor, die «Werte der Menschenrechte» zu vernachlässigen. Daneben gehört die Juristin zu den Einflüsterern des Vereins «Unser Recht», der unliebsame Volksbegehren wie die Minarett- und die Ausschaffungsinitiative mit der Völkerrechts-Keule erledigen will.

2011 wird die Mahnerin auf Vorschlag des EDA und der Schweizerischen Delegierten des Europarates in den EGMR gewählt. Warum ausgerechnet Keller den Zuschlag erhält, ist nicht bekannt. «Das Auswahlverfahren ist relativ intransparent», sagt Bundesrichter Thomas Stadelmann. Sicher ist: Der Schweizerische Richterverband warnt vor der Wahl ausdrücklich davor, einen professoralen Kandidaten zu wählen. «Gerade aus Sicht der Schweiz ist erkennbar, dass dem EGMR zuweilen das notwendige Augenmass abhandengekommen ist», schreibt er in einem Brief. Gefragt sei jemand mit praktischer Erfahrung.

Genützt hat es nichts. Thomas Stadelmann plädiert deshalb dafür, dass die Federführung bei der Wahl künftig beim Parlament liegt. Angesichts der Auswirkungen, welche die Urteile des EGMR haben könnten, erstaune es ihn, dass die Parlamentarier nicht längst gehandelt hätten. Das will SVP-Nationalrat und Europarat-Vertreter Alfred Heer jetzt nachholen: «Ich werde einen entsprechenden Vorstoss lancieren», sagt er gegenüber der *Weltwoche*, «denn so kann es nicht weitergehen.»

Ob es «so» weitergehen soll, sollten sich auch die Strassburger Richter fragen. Denn der Gerichtshof wird mit Klagen überschwemmt, über 100 000 Verfahren sind hängig. Das liegt zum einen an den neuen Mitgliedstaaten aus Osteuropa, in denen Verletzungen elementarer Menschenrechte an der Tagesordnung sind. Zum anderen zieht der EGMR mit Urteilen à la Kinsley neue Klagen geradezu an. Denn es wird sich nicht nur in Agbor herumsprechen, was Drogenhändler zu tun haben, wenn ihnen irgendwo die Ausschaffung droht. ○



Libérale lassen sich verführen: Mindestlohn-Initiative des Gewerkschaftsbundes.

Gleichheit für die Eidgenossen

In der Schweiz öffne sich die Schere bei den Einkommen und den Vermögen wie in kaum einem anderen Land: Was die Linke behauptet, um Initiativen wie «1:12» oder «Mindestlohn» zu befeuern, glaubt inzwischen eine Mehrheit. Die Behauptungen sind falsch. *Von Markus Schär*

Das Aufgebot kam per Einschreiben. Es ging an zehn Topmanager von Unternehmen aus der Region Basel, vor allem an die CEOs Joe Jimenez (Novartis), Severin Schwan (Roche) und Sergio Ermotti (UBS). In einem unhöflichen Brief forderte sie die SP Basel-Stadt auf, nächste Woche an der 1.-Mai-Feier auf dem Barfüsserplatz teilzunehmen. Denn die Löhne der Chefs seien fast nicht zu rechtfertigen, schrieb die Partei, die in Basel drei Mitglieder der Kantonsregierung stellt: «Wir möchten Ihnen nun die Gelegenheit geben, vor dem Volk zu begründen, weshalb Sie diesen Lohn verdienen.»

Eine «solch primitive Skalpjägerei» könne sich nur eine politische Sekte erlauben, schimpfte zwar der ehemalige SP-Kantonalpräsident Roland Stark in der *Basler Zeitung*. Die Aktion erinnere an die Rotgardisten in der chinesischen Kulturrevolution, die ihre Opfer mit dem Schild «Ich bin schuldig» durch die Strassen trieben: «Heute würde wohl auf den Plakaten stehen: «Ich verdiene zu viel.» Dieser Volkszorn gilt aber seit der Abstimmung über die «Abzocker»-Initiative als demokratisch geadelt – auch für FDP-Präsident Philipp Müller, der einen Millionenverdiener als «Arschloch» beschimpfte.

«Ich spürte in vielen Gesprächen die Wut der Leute», sagte Daniel Lampart, der Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB), in der *Weltwoche*: «Dieses Signal

müssen wir sehr ernst nehmen. Die Minder-Initiative löst die wahren Probleme nicht. Deshalb braucht es Massnahmen, die dem Unmut im Volk wirklich gerecht werden.» Und das bedeutet für die Linke, die Schweizer gleicher zu machen: mit der 1:12-Initiative der Juso zur Beschränkung der Chefgehälter, über die das Volk voraussichtlich im September abstimmt; mit der Initiative des SGB für Mindestlöhne von 4000 Franken im Monat, zu der das Parlament derzeit einen Gegenvorschlag erwägt; mit der Initiative «Millionen-Erbschaften besteuern für unsere AHV», die EVP und Linke im März einreichen.

Diese Vorstösse gefährden die erfolgreiche liberale Wirtschaftsordnung der Schweiz. Und sie verführen auch die weitsichtige liberale Mehrheit der Schweizer. Denn heute glauben die Zornigen quer über das politische Spektrum hinweg, was die Vordenker der Gewerkschaften sagen, auch im «Bericht zur finanziellen Lage der Arbeitnehmenden in der Schweiz», den der SGB pünktlich zum 1. Mai am kommenden Montag vorstellt:

- 1 — Die Einkommenszuwächse fliessen fast nur zu den «Abzockern».
- 2 — Die Kosten und die Abgaben fressen die Lohnerhöhungen auf.
- 3 — Die Vermögen ballen sich immer stärker zusammen.

4 — Die Schweiz zählt zu den Ländern mit der grössten Ungleichheit.

Aber stimmen diese Glaubenssätze tatsächlich? Mit denselben Zahlen, auf die sich die Gewerkschafter stützen, kommen andere Ökonomen zu gegensätzlichen Schlüssen:

1 — «Die Einkommens- und Lohnschere ist seit den 1990er Jahren eines der grössten wirtschaftspolitischen Probleme in der Schweiz», behauptet der Gewerkschaftsbund in seinem lesenswerten «Verteilungsbericht 2012». Auf Populistisch heisst das: Wer hat, dem wird gegeben – die Topshots zocken allen Mehrwert, den die Unternehmen schaffen, für sich ab. Diese Entwicklung lässt sich mit Zahlen belegen: Seit 1994 stiegen in der Schweiz die tiefen Löhne um 9 Prozent und die mittleren nur um 7 Prozent, die hohen aber um 16 Prozent und jene des höchstbezahlten Hundertstels sogar um 33 Prozent.

Die Gewerkschafter vertuschen aber, dass die Lohnschere kein Problem unseres Landes ist: Einerseits zeigt sich die Dynamik dieser Entwicklung rund um den Globus, andererseits zeichnen sich die Verhältnisse in der Schweiz gerade durch ihre Stabilität aus. Der Schub für die höchsten Gehälter lässt sich mit der Globalisierung der letzten zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Kommunismus

erklären. Dadurch verdoppelte sich das weltweite Arbeitskräfteangebot, aber nicht das Kapital, das profitable Investitionsmöglichkeiten in Tieflohnländern suchte. Die Chefs der globalen Konzerne, die für den Shareholder-Value der Kapitalgeber sorgen sollten, konnten deshalb auf dem Weltmarkt ihren Verdienst immer höher schrauben – indem sie den Markt für Chefposten ausschalteten und sich auch ohne Verdienste gegenseitig Millionen zuhielten.

Das geschah gerade in den Schweizer Weltkonzernen: Topshots wie Daniel Vasella (Novartis), Marcel Ospel (UBS) oder Lukas Mühlemann (CS) eiferten ihren amerikanischen Rivalen nach oder machten ihnen das «Abzocken» sogar vor. Doch selbst die schwindelerregende Lohnspirale für die Höchstbezahlten änderte nichts an der Erkenntnis des St. Galler Ökonomeprofessors Reto Föllmi: «Die Schweiz ist betreffend Einkommensverteilung geradezu ein Hort der Stabilität.»

Kräftiger Lohnanstieg in der Baubranche

Wer weiter zurückschaut, erkennt keinen Grund für die Aufregung der letzten Jahre. Im globalen Vergleich blieben die Höchstbezahlten in der Schweiz zurück, wie der SGB wenigstens im Anhang seines Verteilungsberichts ehrlich einräumt (Grafik 1): Im letzten Vierteljahrhundert konnte das Hundertstel mit den höchsten Einkommen seinen Anteil in den USA auf fast 18 Prozent verdoppeln, in der Schweiz schwankte er aber zwischen 8 und gegenwärtig gut 9 Prozent. Und der historische Vergleich beschämt die Topverdiener (und ihre lautstarken Kritiker) gar, wie die Ökonomen Christoph Schaltegger und Christoph Gorgas belegen: Der Anteil des Hundertstels mit den höchsten Einkommen lag in den goldenen 1960er Jahren über 11 Prozent; er sank erst in den schwierigen 1990er Jahren auf 8 Prozent ab – und selbst nach dem leichten Anstieg der letzten Jahre ist der Stand von 1933 (10 Prozent) noch nicht erreicht.

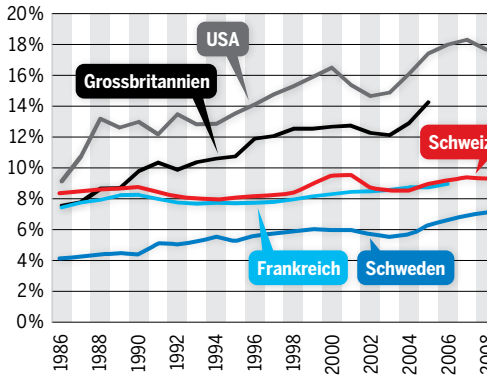
Vor allem aber gilt für die Schweiz gerade nicht, dass die Einkommenszuwächse der Höchstbezahlten auf Kosten der Schlechtentlohnnten gingen. Wegen des weltweiten Überangebots an billigen Arbeitskräften sanken in den alten Industrieländern die Löhne für repetitive Arbeiten am Fließband. Die Schweizer Firmen mussten aber schon seit den 1970er Jahren wegen des harten Frankens auf Automatisierung und Spezialisierung dank qualifizierten Fachleuten setzen. Und bei den persönlichen Dienstleistungen im Gastgewerbe, im Detailhandel oder im Gesundheitswesen, die sich nicht in Tieflohnländern auslagern lassen, sowie im ebenfalls ortsgebundenen Bau stiegen die Löhne im letzten Jahrzehnt sogar kräftig.

«In der Schweiz ist zwischen den tiefen und den mittleren Löhnen keine Schere aufgegangen – im Gegensatz zu anderen Ländern», stel-

Die Schere öffnet sich kaum

1. Einkommensentwicklung

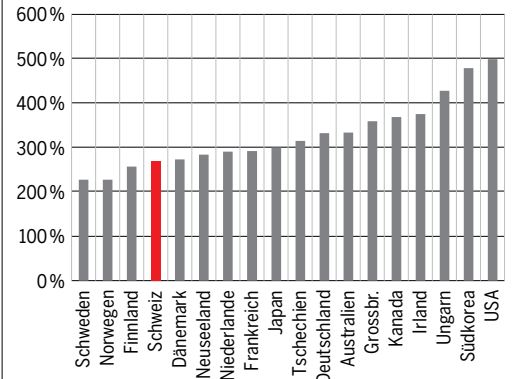
Anteil des obersten Hundertstels am gesamten Einkommen



Das Hundertstel mit den höchsten Einkommen konnte seit 1986 in den USA seinen Anteil an den gesamten Einkommen von 9 auf 18 Prozent steigern, in Grossbritannien von 8 auf 14 Prozent. In der Schweiz wuchs sein Anteil aber nur schwach von 8 auf 9 Prozent – eine Marke, der sich auch das egalitäre Schweden annähert.

2. Lohnungleichheit

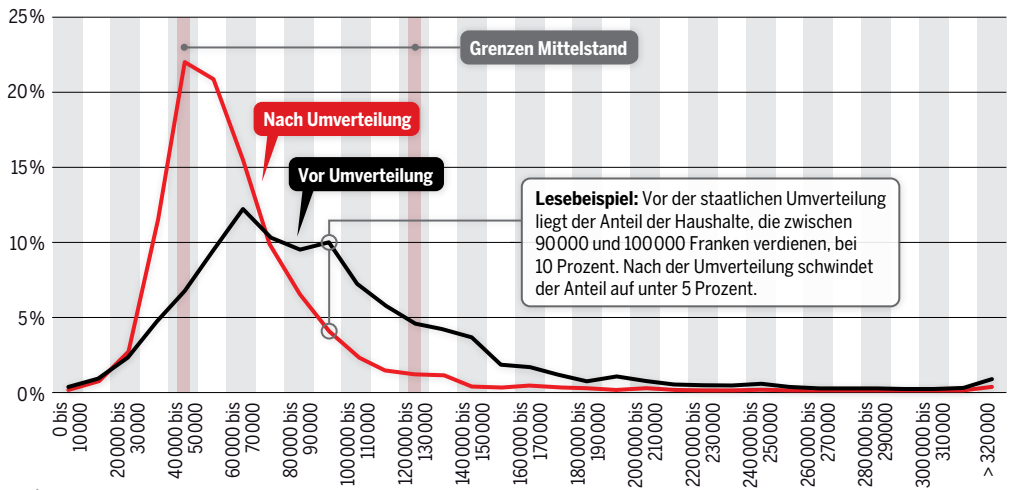
Verhältnis von Hochlöhnen (P90) zu Tieflöhnen (P10)



Das Verhältnis von Hochlöhnen zu Tieflöhnen weitete sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten fast in allen hochentwickelten Ländern aus. In den USA und in Südkorea erreichen die Hochbezahlten das Fünffache dessen, was Tieftentlohnnte verdienen. In der Schweiz und in Skandinavien ist es nur das Zweieinhalbfache.

3. Umverteilung

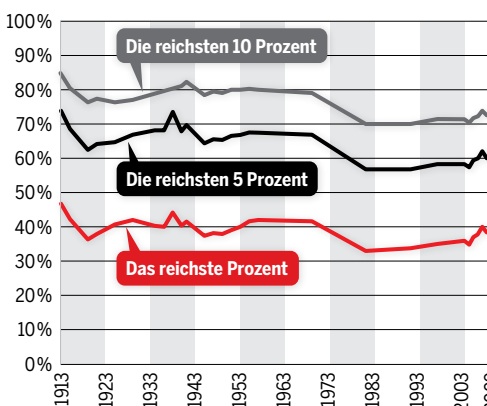
Anteile in Einkommensklassen vor und nach der Umverteilung



Aufgrund der Umverteilung durch Sozialabgaben, Steuern und Gebühren drängt der Staat grosse Teile des Mittelstands an die Grenze zur Armut (bei 40'000 Franken). Vor der Umverteilung verfügen 7 Prozent der Haushalte über ein Einkommen von 40'000 bis 50'000 Franken, nach der Umverteilung 22 Prozent.

4. Vermögensentwicklung

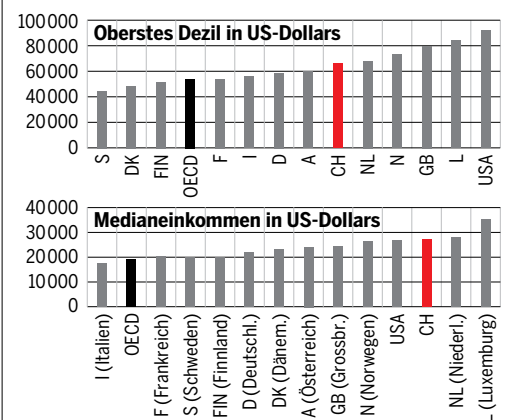
Anteile der Reichsten am gesamten Vermögen



Die Vermögensverteilung blieb in der Schweiz von 1920 bis 1970 stabil. Danach sanken die Anteile der Reichsten am gesamten Vermögen, so jener des reichsten Hundertstels von 41 auf 32 Prozent. Erst im letzten Jahrzehnt stiegen die Anteile wieder leicht – weil die Altersguthaben nicht erfasst sind.

5. Einkommensvergleich

Kaufkraftbereinigtes Einkommen in US-Dollars



Ein internationaler Vergleich zeigt, wie gut die Schweizer dastehen: Nur die Luxemburger und die Niederländer haben kaufkraftbereinigt ein höheres mittleres Einkommen (Median). Die Höchstbezahlten können dagegen mit jenen in den USA, in Luxemburg und in Grossbritannien nicht mithalten.

len die Gewerkschafter selber fest. Und sie loben sich dafür selbst: «Das dürfte auf die aktive gewerkschaftliche Politik gegen Tiefelöhne zurückzuführen sein.» Tatsächlich führt der SGB aggressive Kampagnen: Ab 1998 forderte er «Keine Löhne unter 3000 Franken», jetzt schraubt er den Mindestlohn auf 4000 Franken hoch. Vor allem aber setzt der SGB die Wirtschaft unter Druck, indem er ihr für das Ja zur Personenfreizügigkeit immer mehr Zugeständnisse abpresst: Die flankierenden Massnahmen führen zu einem «Lohnkartell», wie die Unternehmer schimpfen. Was daraus folgt, könnten die Gewerkschafter als Erfolg feiern – sie tun es aber bloss verschämt im Anhang des Verteilungsberichts (Grafik 2, Seite 31): Nur in Skandinavien ging seit Mitte der 1990er Jahre die Schere zwischen Hoch- und Tiefelöhnen noch weniger auf als in der Schweiz.

2 — Quer durch alle Schichten geht es den Schweizerinnen und Schweizern heute bezüglich des Einkommens besser als vor zehn Jahren: Das räumen selbst die Gewerkschafter ein. Aber sie rechnen vor, dass den Normalverdienenden trotz wachsenden Löhnen weniger zum Leben bleibe, weil die Krankenkassenprämien, die Wohnkosten sowie die Steuern und Abgaben stärker stiegen. Da gibt es tatsächlich ein Problem – aber deutlicher als die Vordenker der Gewerkschaften erkennen es jene der Wirtschaft.

«Der strapazierte Mittelstand» heisst ein Buch von Avenir Suisse, mit dem der Think-Tank im Winter eine Debatte auslöste und das er jetzt auf Podien im ganzen Land vorstellt. «Die Schweiz hat es bisher wie kaum ein zweites Land geschafft, ihren hohen Wohlstand breit zu verteilen, und zwar schon bevor der Staat umverteilend eingreift», halten die Herausgeber fest. «Dementsprechend geht es dem Schweizer Mittelstand gut – sogar sehr gut, wie die gängigen Lohnstatistiken und die Daten zu den Haushaltsbudgets zeigen.»

Den Schweizern geht es objektiv besser denn je, aber sie fühlen sich subjektiv nicht gut: «In weiten Teilen des Mittelstands ist eine starke Unzufriedenheit und Verunsicherung spürbar», erkennen die Autoren. «Sie reicht von Klagen ob ständig mehr Belastung über Abstiegsängste bis hin zur Empörung über das Verhalten der <oberen Zehntausend>.» Weshalb, erklärt die St. Galler Professorin Monika Büttler mit ihrer Doktorandin Monika Engler (Grafik 3, Seite 31): Mehr als 75 Prozent der Schweizer Haushalte haben ein Einkommen zwischen 40 000 und 130 000 Franken, gehören also für die Statistiker zum Mittelstand. Aber nach der staatlichen Umverteilung verfügen 68 Prozent noch über ein Einkommen zwischen 40 000 und 80 000 Franken, mit über 120 000 Franken finden sich fast keine Haushalte mehr. Der Staat macht also die gleichen Schweizer noch gleicher, indem er

die armen Haushalte auf das Niveau des Mittelstands hebt – und den Mittelstand, der dafür mit Sozialabgaben, Steuern und Gebühren zahlt, an die Armutsgrenze drängt.

Für die Gleichmacherei sorgen vor allem zwei eidgenössische Besonderheiten, welche die Kritiker der «überteuerten Löhne» gerne verschweigen. Einerseits stützt die direkte Bundessteuer die hohen Einkommen kräftig: Vom obersten Hundertstel der Steuerpflichtigen kommen 41 Prozent ihrer Einnahmen, vom obersten Zehntel 78 Prozent. Und andererseits wirkt für die Besserverdienenden auch die AHV wie eine Steuer, weil bei über 84 000 Franken Einkommen ihre Leistungen nicht mehr wachsen, aber auch von Millionenlöhnen 10,4 Prozent an das Sozialwerk fliessen. Das heisst: Wer die (zu) hohen Löhne beschneidet, der bekommt Milliarden weniger für die AHV und den Staat – es lässt sich also nicht mehr so viel umverteilen.

3 — In der Schweiz sind die Unterschiede bei den Einkommen so gering wie nur in wenigen Ländern – das müssen auch linke Ökonomen einräumen. Dafür, können sie auftrumpfen, sind die Unterschiede bei den Vermögen so gewaltig wie fast nirgends auf der Welt. In einer Uno-Studie zur Ungleichheit bei der Vermögensverteilung liegt die Schweiz auf dem 147. Rang – vor Namibia und Simbabwe. Der ehemalige Zürcher Kantonsstatistiker Hans Kissling



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCH

ROGGER G E G E N ROGGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM RESTAURANT GÜTERHOF AM FREIER PLATZ 10 IN 8200 SCHAFFHAUSEN
6. MAI 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

GASTRONOMIE AM RHEIN **güterhof**



warnen deshalb in seinem Buch «Reichtum ohne Leistung» vor dem wachsenden Einfluss der Superreichen: «Es geht mir darum, dass die schleichende Feudalisierung gestoppt werden kann, dass da nicht riesige Clans entstehen wie in Südamerika, die Wirtschaft und Politik bedrohen.»

«Private Vorsorge gar nicht nötig»

Die Abstimmung über die «Abzocker»-Initiative widerlegte die Kritiker: Offenbar lässt sich die Schweizer Politik nicht kaufen – die Schweizer nehmen lieber Schaden für die Wirtschaft hin, als dass sie ihren Traum von der Gesellschaft der Gleichen opfern. Und wie bei den Einkommen zeigt auch bei den Vermögen ein genauerer Blick auf die Statistiken, dass die Schweizer nicht immer ungleicher werden, im Gegenteil. Bei der historischen Entwicklung zeigen Reto Föllmi und Isabel Martinez, dass die Ungleichheit vor dem Ersten Weltkrieg weit grösser war und im 20. Jahrhundert klar geringer wurde (Grafik 4, Seite 31). Und beim aktuellen Stand fehlen gerade die wichtigsten Vermögenswerte der Schweizer.

Denn die internationalen Vergleiche stützen sich auf Steuerdaten, darin finden sich aber die Immobilien mit zu tiefen Schätzwerten und die Altersguthaben aufgrund der Steuerbefreiung gar nicht. 2011 lagen in den Pensionskassen mehr als 625 Milliarden und in der dritten Säule über 42 Milliarden Franken, insgesamt

84 000 Franken zusätzliches Vermögen pro Kopf. Als eines von wenigen Ländern leidet die Schweiz nicht unter einer impliziten Staatsverschuldung – die Leistungen, die sie für die Alten und die Kranken verspricht, lassen sich mit dem Spargeld bezahlen.

«Die Ersparnisse eines Grossteils der Bevölkerung sind genau deshalb so gering, weil angesichts der kollektiven Vorsorge die private Vorsorge im Wohlfahrtsstaat gar nicht nötig ist», stellt Monika Bütler fest. Und: «Paradoerweise wird die ungleiche Vermögensverteilung in der Schweiz von jenen am lautesten beklagt, die sich gleichzeitig für ein möglichst enges soziales Netz einsetzen – und damit für den Luxus, kein Vermögen ansparen zu müssen.»

4 — Die Statistiken, ob sie von Linken oder von Liberalen kommen, zeigen also bei genauerer Betrachtung: Die Schweizer geniessen im internationalen Vergleich eine geringe Ungleichheit, und dies auf dem höchsten Niveau der Welt. So zeigt eine Übersicht von Avenir Suisse (Grafik 5, Seite 31): Nur die Luxemburger und die Holländer verfügen über ein höheres mittleres Einkommen – und dies um das hohe Preisniveau bereinigt.

«Im Grunde genommen sind wir alle Abzocker», schrieb deshalb der Politikforscher Michael Hermann vor der Abstimmung über die

Minder-Initiative: «1,4 Milliarden Menschen müssen ihr Leben mit weniger als 1,25 Dollar pro Tag bestreiten, von uns Schweizern kassieren jedoch die meisten gut und gerne hundert- bis zweihundertmal so viel. Und das ohne Gewissensbisse. Von unten sehen soziale Diskrepanzen eben steiler aus als von oben.»

Woher kommt also die Missstimmung? Eine Erklärung bietet Valentin Vogt, der Präsident des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes. «Wir kennen das Phänomen aus dem betrieblichen Alltag», stellt er als Präsident der Winterthurer Burckhardt Compression fest: «Für die Zufriedenheit der Mitarbeiter mit ihren Löhnen ist weniger deren absolute Höhe als ihre Rechtfertigung im Vergleich mit anderen Löhnen entscheidend.» Und für die absoluten Spitzenlöhne, weiss der Unternehmer, der nach dem Versagen von Economiesuisse bei den kommenden Volksentscheiden als Stimme der Wirtschaft auftreten soll, «ist diese Rechtfertigung bei der Bevölkerungsmehrheit nicht mehr zu gewinnen».

Denn wir schauen eben schärfer nach oben als nach unten. Wir können erklären, weshalb wir aus unserer Sicht zu Recht 200-mal so viel verdienen wie ein chinesischer Landarbeiter, aber wir wollen nicht verstehen, wenn ein Schweizer Manager aus seiner Sicht zu Recht 100-mal so viel verdient wie wir: Der Mann ist einfach ein «Arschloch». ○

VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN STÜCK FLEISCH



Der Grill mit dem perfekten System? Hier ist er: unser Master-Touch™ GBS™. Er ist viel mehr als einfach nur ein Grill, weil in ihm endlos viele Möglichkeiten und unsere ganze Leidenschaft drinstecken. Unser Anspruch ist es, den unschätzbaren Wert der Lebensmittel durch die optimale Zubereitung zu würdigen. Wer mal in den Genuss eines perfekten Steaks gekommen ist, weiss, warum das viel, viel mehr ist als einfach nur ein Stück Fleisch. Viel mehr als nur einen Anzeigentext finden Sie übrigens auf weber.com



VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN GRILL





Eine Frage der Gerechtigkeit: Politiker Müller.

Eine Stadt gegen das Sozialkartell

Seit Rorschach aus der Skos ausgetreten ist, gilt Stadtpräsident Thomas Müller als bekanntester Kritiker der Sozialhilfe. Seine Gemeinde leidet unter der Einwanderung in den Sozialstaat. Die Fürsorgekosten haben sich in zwei Jahren verdoppelt. *Von Christoph Landolt und Samuel Trümpy (Bild)*

Warhol, Chagall, Picasso: Hohe Kunst hängt an den Wänden, gratis zugänglich für alle. Das neue Forum Würth in Rorschach SG, das am letzten Freitag eröffnet wurde, ist eine Attraktion, untergebracht in einem spektakulären kubischen Gebäude am Bodenseeufer. Hinter der Glasfassade, der die Zürcher Architektenstars Gigon/Guyer die Anmutung eines Seidenschals gegeben haben, verbirgt sich nicht nur ein Museum, sondern vor allem der neue Sitz der Würth Group. Der deutsche Schraubenkonzern schafft hier 200 Arbeitsplätze.

Es ist nicht dieses kleine Wunder des Standortmarketings, das Rorschach in diesen Tagen ins Gerede gebracht hat. In die Schlagzeilen kam die Stadt wegen eines Austrittsschreibens, das ein Amtsvorsteher dem Vorsitzenden eines privaten Fachvereins geschickt hat. Eigentlich ein unbedeutender Akt. Doch die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), die Ror-

schach verlassen hat, ist nicht irgendein Verein, der sich mit Sozialhilfe befasst. Die Skos ist die Sozialhilfe. Ihre Empfehlungen haben quasirechtlichen Charakter, in den Grosskantonen Zürich und Bern etwa sind die Skos-Richtlinien für alle Gemeinden verbindlich.

«Revolte gegen Sozialkartell», titelte der *Blick*. «Dieser Verein müsste eigentlich die Anliegen der Sozialämter vertreten», liess sich Stadtpräsident und SVP-Nationalrat Thomas Müller zitieren. «Aber die Skos vertritt einzig die Interessen der Sozialhilfe-Empfänger.» Den Ärger der Rorschacher ausgelöst hatte Skos-Präsident Walter Schmid, der ein Gerichtsurteil zugunsten eines renitenten Fürsorgebezügers öffentlich bejubelte.

Seither wird im ganzen Land über die Sozialhilfe und vor allem über die Legitimation der Skos diskutiert. Auch in Winterthur und im Kanton Aargau forderten bürgerliche Politi-

ker den Skos-Austritt. Und Thomas Müller, der eigentlich lieber über die Vorzüge seines Rorschach sprechen würde, gilt als Winkelried des Schweizer Sozialhilfe-Systems.

Detroit der Ostschweiz

Dass die «Revolte» genau hier ihren Anfang nahm, ist nicht aussergewöhnlich. Denn in der schimmernden Fassade des Würth-Baus spiegelt sich eine Stadt, die schwere Zeiten hinter sich hat. Rorschach ist das Detroit der Ostschweiz. Die grossen Industriebetriebe, welche der Stadt einst das erste Kino und die erste Betonstrasse des Landes brachten, gingen in den siebziger und achtziger Jahren weg oder ein. Geblieben sind Brachen und eine verhängnisvolle Demografie. «Wer sich's leisten konnte, zog weg. Und es zogen vor allem solche zu, die sich Rorschach nicht leisten konnte», sagt Müller, der Präsident dieser Stadt, die eigent-

lich gar keine mehr ist, denn von den einst 13 000 Einwohnern sind noch gut 8000 übriggeblieben.

Unter ihnen gibt es nur wenige, die viel Geld an den Staat zahlen, dafür viele, die von ihm leben. Rorschach hat eine Sozialhilfequote von 3,8 Prozent – der zweitschlechteste Wert östlich von Winterthur, nicht allzu weit von den rot-grün regierten Städten Zürich (4,8 Prozent) und Bern (5,3) entfernt. Anders als in den Grosstädten gibt es am Bodensee weder Banken noch gutbezahlte Beamte, die derart viele Sozialfälle tragen können. Wenn Rorschach wieder blühen soll, braucht es gesunde Finanzen.

Einiges ist erreicht. Während der Rorschacher Steuerbedarf bei Müllers Wahl vor zehn Jahren bei 192 Prozent des (ohnehin hohen) St. Galler Steuerfusses lag und die Stadt quasi als kollektiver Sozialfall tief im Finanzausgleich steckte, liegt er heute noch bei 149 Prozent. Der Optimismus ist zurück. Es wird wieder investiert.

Der zarte Aufschwung, der die Würth-Ansiedlung möglich gemacht hat, ist jedoch gefährdet. Die Sozialkosten sind zuletzt explosionsartig gestiegen. Gab Rorschach im Jahr 2010 noch 967 000 Franken für die Fürsorge aus (111 Franken pro Einwohner), sind es zwei Jahre später 1,84 Millionen (210 Franken pro Einwohner). Eine Verdoppelung in nur zwei Jahren. Wo liegen die Gründe?

Sozialhilfe statt Hartz IV

«Es gibt mehrere Fehlentwicklungen», sagt Thomas Müller. Zum einen gebe es mehr Leute, die sich krank fühlten, denen die IV im Unterschied zu früher aber keine Rente gewähren wolle. Zum andern spürt das grenznahe Städtchen die Zuwanderung, sowohl über die Personenfreizügigkeit als auch über den Asylweg.

Da wäre zum Beispiel ein Eritreer, der im Jahr 2008 als Asylbewerber in die Schweiz kam. 2010 erhielt er den Status B als anerkannter Flüchtling. Kaum war er anerkannt, zogen auch seine Frau und die zwei Kinder nach, 2011 wurde ein drittes geboren. «Der Mann hat noch nie gearbeitet und wird auch nie eine

Stelle finden», sagt Müller. «Trotzdem hat die Familie eine C-Bewilligung erhalten.» Die Familie taucht nun in keiner Asylstatistik mehr auf, liegt aber den Rorschachern auf der Tasche. Mit 50 000 Franken pro Jahr.

Oder das kosovarische Ehepaar mit zwei Kindern, das vor zehn Jahren in die Schweiz kam. «Weder der Mann noch die Frau hat je gearbeitet», sagt Müller. Aus Integrationsprogrammen sei der Mann mehrmals davongelaufen. Das Verwaltungsgericht habe entschieden, dass eine Rückkehr nicht zumutbar sei, «obwohl das Kosovo ein friedliches, unabhängiges Land ist». Inzwischen sind fünf Kinder da. Die Familie kostet Rorschach Jahr für Jahr 55 000 Franken Sozialhilfe.

Unter den 236 Personen, die zurzeit Sozialhilfe beziehen, sind auch sieben Deutsche, die zuvor von Hartz IV lebten. «Sie kommen via Jobvermittlung zu einer Stelle in der Schweiz», sagt Müller. Mit einem Dauerarbeitsvertrag erhielten sie automatisch eine Aufenthaltsbewilligung für fünf Jahre. «Wenn sie ihre Stelle verlieren, haben wir sie bis zum Ende dieser Periode auf dem Sozialamt. Hier findet eindeutig eine Einwanderung in unseren Sozialstaat statt.»

Am meisten ärgert sich der Stadtpräsident über einen etwa 50-jährigen Schweizer mit Migrationshintergrund, der die Teilnahme an Beschäftigungsprogrammen wiederholt verweigert hat, weil die Arbeit angeblich «unter seiner Würde» war. «Er sagte, er werde sich die Hände nie mehr schmutzig machen», sagt Müller. Nachdem die Stadt ihre Zahlungen einstellte, rekurrierte der Anwalt des Mannes. Der Stadtrat entzog dem Rekurs zwar die aufschiebende Wirkung, diese wurde vom Kanton aber aufgehoben. Rorschach muss nun bezahlen, ohne Aussicht, das Geld je zurückzubekommen. Dafür fordert der Mann ein Auto, für seine «psychische Stabilität».

Skos-Präsident Schmid, der Fürsorge gerne auch als «soziale Investitionen» bezeichnet, hat längst klargemacht, was er davon hält, dass Gemeinden in solchen Fällen nicht mehr bezahlen wollen: «Auch schwierige Menschen

haben Anrecht auf Sozialhilfe.» Gemäss Skos hat der renitente Mann einen monatlichen Grundbedarf von 986 Franken zugute, zuzüglich Miete, Krankenkasse, Hausrat- und Haftpflichtversicherung, Selbstbehalte, Kosten für Zahnarzt und Dentalhygiene, Möbel und Musikinstrumente. Befreit ist er von der Steuerpflicht sowie den TV-Gebühren. Sein Einkommen (aus gelegentlichen Übersetzungen) darf er bis 700 Franken behalten.

«Verkappte Lohnerhöhung»

Ausländern bezahlt der Staat die Gebühren für die C-Bewilligung oder die Einbürgerung. Sind Kinder da, muss er gemäss Skos auch noch die Kosten für die Krippe übernehmen (auch für Arbeitslose, die nur «aktiv suchen») und Erholungsurlaub gewähren (um den «Willen zur Selbsthilfe zu stärken»). Sind die Kinder weg, zahlt der Staat Reise- und Verpflegungskosten, die «in Zusammenhang mit der Ausübung des Besuchsrechts» entstehen.

Mit dem Bezug von Fürsorge ist – zumindest in der Theorie – die Pflicht verbunden, «alles Zumutbare zu unternehmen, um eine Notlage [...] zu beheben.» Doch offenbar ist das noch nicht motivierend genug. Die aktuellen Skos-Richtlinien, die seit 2005 gelten, enthalten eine neue «Integrationszulage für Nicht-Erwerbstätige», die sich «besonders um die soziale und/oder berufliche Integration» bemühen. Sozialhilfebezüger, die also ernsthaft einen Job suchen, bekommen 100 bis 300 Franken zusätzlich. «Das ist eine verkappte Lohnerhöhung, über die in der Öffentlichkeit nie gesprochen wurde», sagt Stadtpräsident Müller. Die Frage der Gerechtigkeit stelle sich auch gegenüber den Steuerzahlern. «Sollen die Arbeitenden das Leben von Leuten finanzieren müssen, die nicht arbeiten wollen?»

Das Niveau der Sozialhilfe hält Müller allgemein für zu hoch. Arbeitstätige hätten zum Teil kaum mehr als Fürsorgeabhängige. Rorschach bezahlt deshalb 960 statt 986 Franken Grundbedarf, eine Integrationszulage gibt es gar nicht. «Integrationswille sollte schliesslich selbstverständlich sein.» ○

HIGHLIGHTS DER WOCHE

Aile d'Argent Blanc, Mouton Rothschild - Bordeaux	89-92
CHF 70.20	
Rauzan Segla - Margaux	89-92
CHF 52.90	
Le Petit Mouton Rothschild (2nd Vin de Mouton) - Pauillac	89-92
CHF 97.20	
Mouton Rothschild - Pauillac	93-96
CHF 356.40	
Lynch Bages - Pauillac 2012	93-94
CHF 85.30	
Les Ormes de Pez - St. Estephe	88-91
CHF 23.75	

Magnum, Doppel Magnum und Imperial auf Anfrage verfügbar.
Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.
Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

BORDEAUX 2012

RESERVIEREN SIE DIE BESTEN
BORDEAUX 2012 BEI ARVI

WWW.ARVI.CH



Chateau
Mouton Rothschild.
2012

CHF 356.40
30% GÜNSTIGER ALS 2011
10% WENIGER PRODUKTION
IM VERGLEICH ZU 2011



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

Das Endspiel ist eröffnet

Gegen die behördliche Abschaffung des Bankkündengeheimnisses hat sich eine erstaunlich parteiübergreifende bürgerliche Kampftruppe formiert. SVP-Banker Thomas Matter gelang weitgehend unbemerkt ein Schulterschluss mit Teilen der FDP und der CVP. Von Florian Schwab



Schutz der Privatsphäre: Bankier und Politiker Matter.



«Gleich lange Spiesse»: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Befürworter des Bankgeheimnisses durchlaufen derzeit ein Tal der Tränen. Nachdem die UBS bereits 2009 auf amerikanischen Druck hin Bankkundendaten notrechtlich an die amerikanische Steuerbehörde IRS liefern musste, scheint das nun im Verhältnis zum Ausland zum Normalfall zu werden.

Zum einen sieht es das Fatca-Abkommen für amerikanische Kunden so vor. Zum anderen wird es immer wahrscheinlicher, dass die Schweiz der Europäischen Union oder gar der OECD den sehnlichen Wunsch nach einem automatischen Informationsaustausch (AIA) gegenüber dem Ausland erfüllt.

In atemberaubendem Tempo gebe die Schweiz sicher geglaubte Positionen auf, bemerkt der Zürcher SVP-Politiker und Bankier Thomas Matter. Die OECD habe in den vergangenen fünf Jahren häufig ihre Richtlinien zur grenzüberschreitenden Besteuerung verschärft, und die

Schweiz sei jedes Mal mitgegangen. In diesem politischen Trend sieht Matter auch eine Gefahr für den Schweizer Bürger. «Eveline Widmer-Schlumpf arbeitet auch im Inland auf den gläsernen Bürger hin», befürchtet er. Darauf zielen auch der Vorstoss von BDP-Präsident Martin Landolt ab. Dieser verlangt, dass auch Bankdaten von Schweizer Steuerpflichtigen automatisch an die Steuerverwaltung gehen.

Eine Frage der Gerechtigkeit

Der Solothurner Finanzdirektor Christian Wanner (FDP) tritt für «gleich lange Spiesse» der Schweizer und ausländischen Steuerbehörden ein. Auf Nachfrage präzisiert er, was gemeint ist: «Stellen Sie sich vor, ein Steuerpflichtiger ist in Frankreich und in der Schweiz wirtschaftlich tätig. Wenn Frankreich uns ein Gesuch um Steueramtshilfe stellt, wollen wir die Möglichkeit haben, nachzusehen, ob in der

Schweiz noch etwas war.» Nur das? «Es hängt davon ab, wie ein allfälliger AIA auf internationaler Ebene ausgestaltet ist.» Da dies nicht klar sei, könne er dazu nicht mehr sagen. Dass die Schweizer Behörden dieselben Kompetenzen erhielten wie die ausländischen, sei zwar logisch nicht zwingend, aber «eine Frage der Gerechtigkeit».

«Es vergeht kein Tag mehr, ohne dass das Bankgeheimnis von Mitte-links und links hinterfragt wird», sagt Matter. Laut dem Zuger Nationalrat Gerhard Pfister (CVP) droht in der Schweiz eine «Jagd auf Steuergelder». Gegen diese Zerfallserscheinungen des inländischen Bankgeheimnisses formiert sich nun breiter bürgerlicher Widerstand.

Matter und Pfister lancieren gemeinsam mit weiteren Politikern eine Volksinitiative, mit welcher der Schutz der Privatsphäre im Inland in der Verfassung verankert werden soll. Sie

befürchten, dass die internationale Tendenz zum AIA auch die Schweiz erfasse. Wenn der automatische Informationsaustausch international eingeführt werde, fordere ihn das Finanzdepartement auch in der Schweiz. Das sei «so sicher wie das Amen in der Kirche», sagt Matter.

Laut einer Umfrage der Bankiervereinigung sind 73 Prozent der Stimmbürger für die Beibehaltung des Bankgeheimnisses. Dennoch dürfte das Endspiel ums Bankgeheimnis eine der spannendsten politischen Auseinandersetzungen der kommenden Monate werden.

Das liegt auch an der personellen Aufstellung: Neben Pfister und Matter sind auch FDP-Fraktionschefin Gabi Huber und Ex-FDP-Präsident Fulvio Pelli mit von der Partie. Ursprünglich geht die Initiative auf Matter und die Zürcher SVP zurück. Als diese das Gespräch mit weiteren bürgerlichen Politikern suchte, habe sie offene Türen eingemacht. «Es ist einfach jetzt genug Heu unten», erklärt Matter den bürgerlichen Frust.

FDP-Parlamentarierin Huber sieht das «Vertrauensverhältnis zwischen Bürger und Staat» gefährdet. Sie sei bereits Anfang Jahr zum Ergebnis gekommen, dass vermutlich ein klärender Entscheid des Volkes notwendig sei. Nachdem sie sich in einem Interview in diese Richtung geäußert habe, sei sie von Matter kontaktiert worden. Gemeinsam mit ihm und weiteren Mitstreitern

von links «akzentuieren die Notwendigkeit, zusammenzuarbeiten».

Die Privatsphäre-Initiative, so ist Gabi Huber überzeugt, bereite parteipolitisch keine Probleme, denn sie liege ganz auf der Linie der FDP und ihrer Weissgeldstrategie. Sie werde gemeinsam mit den übrigen FDP-Vertretern im Initiativkomitee Überzeugungsarbeit in ihrer Partei leisten.

Auch betreffend der CVP ist sie zuversichtlich: «Aus der CVP haben wir schon etliche namhafte Vertreter dabei.» Insider aus der Partei selbst schätzen die Unterstützung auf schweizerischer Ebene auf rund ein Drittel der Fraktion – die Hoffnungen ruhen allerdings auf den kantonalen Sektionen.

Inhaltlich ist das Volksbegehren nicht revolutionär. Es geht für einmal nicht vor allem darum, etwas zu ändern, sondern darum, die aktuelle Praxis zu verteidigen. Zum einen soll in Artikel 13 der Bundesverfassung, der sich der Privatsphäre widmet, der finanzielle Aspekt ausdrücklich genannt werden. Bislang ist dies nicht der Fall. Zum anderen will die Initiative «abschliessend aufzählen», in welchen Fällen die Behörden Einsicht in Bankkundendaten erhielten. In steuerlicher Hinsicht solle dies «nur bei Steuerbetrug und vorsätzlicher, wiederholter und schwerer Steuerhinterziehung» möglich sein, so Matter. Allerdings nur, wenn ein Richter bestätigt, dass ein begründeter Ver-

dem Grundanliegen positiv gegenüber, es gehe aber «zu weit, eine Widmer-Schlumpf-Bremse in die Verfassung zu schreiben», sagt GLP-Präsident Martin Bäumle.

Zu den härtesten Gegenspielern der Initianten zählen die Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren und ihr bisheriger Präsident. Matter sieht mit dem designierten Nachfolger Wanners, dem Zuger Finanzdirektor Peter Hegglin (CVP), grössere Schnittmengen als mit Wanner.

Steuerehrliche Schweiz

Hegglin weilt zurzeit im Ausland und kann sich nicht zu der Initiative äussern. Die *Basler Zeitung* hat sich seine bisherigen Aussagen zu dem Thema angesehen und kommt zu dem –aus Initiantensicht – eher ernüchternden Befund: «Wanners Durst ist Hegglin's Hunger.»

So liess sich Hegglin mit den Aussagen zitieren, er sei «immer an Daten interessiert». Solche Aussagen aus kantonalen Finanzdepartementen folgen einer Logik. Deren Steuerverwaltungen sind für alles, was ihre Arbeit vereinfacht. Ein interner Kenner der Finanzdirektorenkonferenz sieht keine inhaltlichen Unterschiede zwischen Wanner und Hegglin, vermutet aber, dass Wanner der Finanzministerin persönlich deutlich näher stehe als dessen designierter Nachfolger.

Einige Anleger tragen mehr Risiken. Andere mehr Gold.
made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

tern habe man dann den Initiativtext bereinigt. Die Zusammenarbeit in der «wahrhaft überparteilichen» Gruppe bezeichnet Huber als «sehr konstruktiv». Die Entwicklung seither gebe den Initianten recht: «Es läuft aus dem Ruder», die Inland- und die Auslandfrage würden unzulässig miteinander vermischt. Mit der Initiative soll wenigstens fürs Inland gerettet werden, was noch gerettet werden kann.

Gabi Huber und das Problem BDP

Huber betrachtet es als institutionelles Problem, dass die BDP mit fünf Prozent Stimmenanteil dank ihrer Bundesrätin das Thema medial monopolisiere. Auch der Bundesrat gebe gegenüber dem Ausland scheinbar alles preis und schaffe an Volk und Parlament vorbei vollendete Tatsachen und damit ein Demokratiedefizit. Auch in anderen Themenbereichen sieht Huber bürgerlichen Kooperationsbedarf: Die vielen Volksbegehren

dacht besteht (bislang lag dies im Ermessen des Finanzdepartements).

Damit liefe sowohl die aktuelle Vorlage der Steuerverwaltung ins Leere, den Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug im Inland aufzuheben, als auch weitergehende Pläne wie ein automatischer Informationsaustausch innerhalb der Schweiz, wie ihn Landolt will.

Matter ist sich sicher, dass die Wirtschaft «ziemlich geschlossen» hinter seinem Anliegen stehe. Der Gewerbeverband sei mit der Spitze vertreten, nämlich Präsident Jean-François Rime (SVP) und Direktor Hans-Ulrich Bigler (FDP). Auch bei Economiesuisse ist Matter zuversichtlich – deren Direktor Pascal Gentinetta bezog am Montag und Dienstag allerdings keine Stellung.

Gegen die Initiative sind die linken Parteien und Teile der CVP. Die Grünliberalen wollen die Initiative nicht unterstützen. Sie stehen

Schon jetzt ist erkennbar, dass die Gegner vor allem versuchen werden, die Initianten als Gehilfen der Steuerhinterzieher zu brandmarken. «Eine rechtsbürgerliche Steuerhinterzieher-Vorlage wäre im Volk ziemlich chancenlos», sagt ein FDP-Parlamentarier, der namentlich nicht genannt werden möchte. Die Initianten werden dagegenhalten, dass die Schweiz bereits heute erwiesenermassen eines der steuerehrlichsten Länder ist und es somit wirklich um den Schutz der Privatsphäre vor dem Schnüffelstaat geht.

Zusätzlich argumentieren die Gegner, die schweizerischen Steuerbehörden müssten dieselben Möglichkeiten erhalten wie ihre ausländischen Kollegen. Widmer-Schlumpf und Wanner sprechen von «gleich langen Spiesen». Für CVP-Politiker Pfister ist dieses Argument nicht stichhaltig: «Wenn eine Ungleichbehandlung zugunsten der Schweizer Steuerzahler im Vergleich zum Ausland besteht, ist das doch erfreulich.» ○

Dostojewski in Lederhosen

Der bewunderte und gehasste Erfolgsmensch Uli Hoeness und sein Sündenfall: Die vielen Facetten eines leidenschaftlichen Spielers. *Peter Hartmann*



Staatsoberhaupt des guten Deutschland: FC-Bayern-Präsident Hoeness, 61.

Wie konnte er nur? Auch du, Hoeness. Auch er hat geschummelt. «Eigentlich ein Phänomen», schrieb die *Süddeutsche Zeitung*. «Ein reicher, erfolgreicher Mann, von dem selbst seine Feinde sagen, er sei der sozialste Typ, den sie kennen.» Eine Art übergeordnetes Staatsoberhaupt des guten Deutschland, Meinungsmacher, Ausrufer, Wortmelder, Ankläger des Korruptionssumpfes in der Fifa, der Sepp Blatters sofortiges Verschwinden fordert – über Nacht verfangen in der Spirale seiner Selbstdemontage, als selbstdeklariertes Steuerhinterzieher.

Der Versuch einer Erklärung eines scheinbar so widersprüchlichen Machtmenschen. Hoeness, der öffentliche Moralist, scheint die persönliche Moral auszuklammern, er hat sich auch bei niemandem und für nichts entschuldigt. Er verhält sich in dieser Sache, die sein Land empört, wie sein eigener Herr über das Verfahren. Hoeness droht das Spiel zu verlie-

ren, aber der Spieler kennt keine Moral, sondern nur Glück und Pech.

Hoeness hat auch erfahren, dass es nach dem Leben ein anderes geben kann. Am 17. Februar 1982 stürzte im Heitlinger Moor bei Hannover ein zweimotoriges Propellerflugzeug Piper PA-34 Seneca ab. Ein Förster fand eine Stunde später den einzigen Überlebenden der vier Insassen, der in der Dunkelheit blutüberströmt durch den Wald irrte. Es war Uli Hoeness, der keine Erinnerung an die Tragödie hat.

Und er denkt sicher an Franz Beckenbauer, seinen Kumpel, der sich in jeder Lebenskrise gehäutet hat und immer unverletzlicher wurde.

Als Beckenbauer, der berühmteste Fußballer Deutschlands das Land verließ, in die Flucht getrieben von Steuerschulden und faktisch bankrott, von den Tugendwächtern in den Medien gesteinigt, weil er Frau und Kinder zurückließ und mit einer jungen Foto-

grafin durchbrannte, da war Franz Beckenbauer, den sie den «Kaiser» nannten, eine sogenannte gescheiterte Existenz. Das war 1977, und wer erinnert sich?

Er hatte einen Plan

Auch Gerd Müller, der Torjäger, wanderte vorübergehend in die USA aus und kehrte als Alkoholiker zurück. Hoeness half ihm wieder auf die Beine. Paul Breitner, der Verteidiger mit der Angela-Davis-Revolutionsfrisur, der zu Real Madrid ging und immer den Mund zu voll nahm als Kritiker von allem und jedem, stand irgendwie lebenslänglich neben den eigenen Rebellenschuhen. Sepp Maier, der Torhüter jener grossen Bayern-Mannschaft der vergangenen siebziger Jahre, spielte dann nur noch Tennis und erinnerte mit seinen Sprüchen entfernt an Karl Valentin, den abgründigen Volkskomiker.

Uli Hoeness jedoch hatte einen Karriereplan. Wegen eines Knieschadens hängte er seine Fußballschuhe 1979 an den Nagel und wurde, mit erst 27 Jahren, Manager des FC Bayern. Statt einer Bewerbung präsentierte er einen Sponsorenvertrag mit Magirus-Deutz, mit dem Geld holte er Breitner aus Spanien zurück. Ein Macher. Er führte das Merchandising ein, und die Bayern waren, allerdings nur auf deutschem Rasen, fast erdrückend erfolgreich als Abonnementsmeister mit achtzehn Titeln. Auch weil Hoeness selber auf der Spielerbank seinen Platz beanspruchte, neben Trainern wie Lattek, Rehhagel, Trapattoni, Hitzfeld, van Gaal und dem Guru-Mediziner Müller-Wohlfahrt. Er sass da als Supervisor, der allen den Puls fühlte, schleichende Krisen der Mannschaft und Durchsetzungsprobleme des Trainers aufspürte, als Motivator, Sofort-Ratgeber und dauernd präsent allwissende Autorität, bis er 2009 Präsident wurde und 2010 Vorsitzender des Aufsichtsrats und sich auf die Ehrentribüne der Allianz-Arena zurückzog (die sein Projekt war).

Hoeness brauchte die Nahdistanz zum Geschehen, diesen kürzesten überhaupt möglichen Abstand der Einflussnahme, die Hörweite zum Kampfesgeschrei, und die Trainer hatten diese Rolle einfach zu akzeptieren. Hoeness litt wie sie, jubelte und fluchte mit ihnen. Sein Gesicht lief gefährlich rot an unter dem Totaleinsatz seiner Gefühle. Er ging durch die Hölle bis zur Gnade der 90. Minute. Das hatte, im Augenblick, nichts mit Macht-ausübung zu tun. Er brauchte das Adrenalin, die Erregung. Diese absolute Fieberigkeit des

Alles-oder-nichts-Zustandes. Das verzweifelte Hinausschieben einer drohenden Niederlage bis zum letzten Moment. Die Erlösung durch den Sieg.

Es sind, hinter der Maske des intensiven Stresses, die Leidens- und Glückssymptome des Spielers, öffentlich zelebriert vor den Fernsehkameras. Wir erleben vielleicht gerade das Drama eines Spielers, der nicht an der Pleite zugrunde geht, sondern scheitert, weil er im reichen Bayern den Sinn für Geld verloren hat. Dostojewski in Lederhosen.

Gefallene Glücksritter und Präsidenten

Uli Hoeness, mittlerweile 61, einer, der alles erreicht hat, wie es in Erfolgsbiografien so heisst, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gambler. Er hatte das Zocken auf fast perfekte Weise in sein Leben und seinen Beruf integriert. Der Fussball als Spiel auf dem Rasen als die emotionale Ebene, der Spieltisch, an dem er zweimal die Woche sass. Und das Ergebnis konnte er regulär beeinflussen durch seine Tätigkeit als Dirigent, und er war als Manager zweifellos Extraklasse und bleibt es als Präsident, wenn er es denn bleiben kann. Und als kluger Sparer und Mehrer – er nahm gern den Spott für seine fantasielosen Festgeldkonten entgegen – konnte er auch das ganz grosse Monopoly spielen, das neue Stadion zwischen Stadt und Flughafen bauen, die Mannschaft aufrüsten,

aus eigenen Mitteln, und auf die hochverschuldeten Verschwender herabschauen in Manchester, Mailand, Madrid, Barcelona und London. Zuletzt kaufte er, ohne Not, den begehrtesten Trainer der Welt, Guardiola, sozusagen auf Vorrat ein. Und der Erfolg steigerte natürlich des Reiz am Spiels.

Unter Fussballern finden sich auffallend viele Zocker, die dem Kitzel des Wettens nicht widerstehen können. Das zeigte sich wieder in Italien, wo selbst der Nationaltorhüter Gigi Buffon mehrere Millionen Euro aufs Spiel setzte. Die Stadien sind mit den Leichen gefal-

Sein Gesicht lief gefährlich rot an unter dem Totaleinsatz seiner Gefühle.

lener Glücksritter und Präsidenten wie Tapie in Marseille, Cecchi Gori in Florenz, Sensi und Cragnotti in Rom und mehrerer Hasardeure aus der Schweiz gepflastert.

Von Handy zu Handy

Privat hat Hoeness schwäbisch solide vorgesorgt, schon 1985, mit der Wurstfabrik in seiner Heimatstadt Ulm, die den Discounter Aldi und die Fastfood-Restaurants von McDonald's und das Oktoberfest beliefert, aber weniger Umsatz macht als der FC Bayern.

Sein Casino ist nicht der Fussball, sondern die Börse, das hat er auch vor Journalisten nie verhehlt, die ihm bewundernd zusahen, wenn er von Handy zu Handy wechselte, eines für den Ankauf, eines für den Verkauf und eines fürs Persönliche. Eingestiegen ist er 1986, ein Jahr vor dem Crash an der Wall Street, mit einer Million Mark, aber nach diesen Geschäften hat ihn nie jemand gefragt.

Hoeness pokerte um seine letzte Chance

Dass laut der *Süddeutschen Zeitung* der Aktien- und Devisen-Gambler Hoeness vom damaligen Adidas-Besitzer Robert Louis-Dreyfus 2001 ein Darlehen von 5 Millionen Mark annahm und einen weiteren Kredit von 15 Millionen verbürgen liess, das Spielgeld, das in Zürich bei der Bank Vontobel landete, könnte sich noch als die eigentliche Fussfalle des Verfahrens erweisen. Ein Jahr später kaufte sich Adidas mit 75 Millionen einen 10-Prozent-Anteil am Aktienkapital des FC Bayern und schloss ausserdem einen langjährigen Sponsoring-Vertrag ab. Louis-Dreyfus starb 2009 in Zürich an Leukämie.

Uli Hoeness, der Spieler, hat auch in seinem Steuerfall kaltblütig um seine letzte Chance gepokert, das Steuerabkommen Deutschlands mit der Schweiz, das gescheitert ist. Ein Rätsel bleibt, wer seine Anonymität auffliegen liess. ○

ROAMER

OF SWITZERLAND



SEAROCK



Essay

Politik vs. Wissenschaft

Das öffentlich-rechtliche Radio und Fernsehen soll ausgewogen informieren und alle Meinungen abbilden. Geht es um wissenschaftliche Erkenntnisse, ist diese Herangehensweise falsch oder gar schädlich.

Von Hans Rentsch

In ihrer Ausgabe vom 4. April kritisierte die *Weltwoche* eine Sendung des Schweizer Fernsehens über den «Golden Rice» des ehemaligen ETH-Professors Ingo Potrykus. Dieser Goldene Reis ist gentechnisch mit Vitamin A angereichert und verspricht Millionen von Menschen Hilfe gegen Mangelernährung mit Vitamin A. Die *Weltwoche* stiess sich daran, dass das Schweizer Staatsfernsehen es nicht dabei bewenden liess, über diesen grossen Erfolg der grünen Gentechnik zu berichten. Vielmehr sei der Beitrag mit zum Teil fragwürdigen Stimmen und Bildern gegen Gentechnik-Nahrung ergänzt worden.

Dies ist durchaus kein Einzelfall, sondern solche Ergänzungen entsprechen einem gängigen Muster der Berichterstattung in den Staatsmedien. Damit soll jene Art von politischer Ausgewogenheit erreicht werden, die von unseren Staatsmedien gefordert wird. Bekanntlich ist die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung gegen GVO*-Nahrungsmittel. Ganz auf dieser Linie, nahe beim Volk, stimmte im September 2012 der Nationalrat mit grossem Mehr der Verlängerung des GVO-Moratoriums um weitere drei Jahre zu.

Der Nutzen der grünen Gentechnik ist für die Schweizer Landwirtschaft erwiesen.

Allerdings waren ausgerechnet zwei Wochen vor der Abstimmung die Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms NFP 59 zu Nutzen und Risiken der grünen Gentechnik veröffentlicht worden. Das NFP 59, das über tausend weltweit verfügbare Studien auswertete, bestätigte, was bereits bekannt war: Der Nutzen der grünen Gentechnik ist sowohl generell wie auch für die schweizerische Landwirtschaft erwiesen, und die Risiken sind nicht grösser als bei konventioneller Züchtung – im Gegenteil. Das vom Bundesrat in Auftrag gegebene NFP 59 mit Kosten von rund 13 Millionen Franken hatte nicht die geringste Wirkung: Die Mehrheit im Nationalrat war dieses Mal noch deutlicher als bei der ersten Moratoriumsverlängerung drei Jahre zuvor.

Anne Glover, Chief Scientific Adviser der Europäischen Kommission, sagte einmal an die Adresse der Politik: «Mir ist bekannt, dass

es schwierig ist, politische Entscheidungen immer auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Aber wenn wissenschaftliche Erkenntnisse nicht genutzt werden, ist es die Pflicht der Politiker, zu erklären, warum diese Erkenntnisse keine Berücksichtigung finden.» Dem wäre anzufügen: Wenn die Politiker dieser Pflicht nicht nachkommen, könnten die Staatsmedien einspringen. Davon sind wir jedoch weit entfernt. Denn unsere Staatsmedien haben unter dem Zwang zur politischen Ausgewogenheit den jewei-



Hilfe gegen Mangelernährung: goldener Reis.

ligen Mehrheitsverhältnissen Rechnung zu tragen, auch zum Schaden wissenschaftlicher Objektivität.

Bereits im letzten September gab es am Schweizer Staatsradio aus aktuellem Anlass eine interaktive Sendung zur grünen Gentechnik. Der Moderator verwies einleitend auf den Graben zwischen den Erkenntnissen des NFP 59 und den anhaltenden Ängsten in der breiten Bevölkerung. Eine Hörerin rief an und forderte, man müsse auch die GVO-kritischen Studien berücksichtigen. Dieser Vorwurf verriet bloss pure Ignoranz. Dass im NFP 59 alle wissenschaftlich ernstzunehmenden Studien

einbezogen worden waren, war der emotional engagierten GVO-Gegnerin nicht geläufig. Dem Moderator vielleicht auch nicht, sonst hätte er die Hörerin freundlich aufklären können. Man merkte aber gut, wie er peinlich bestrebt war, ja nicht den Eindruck zu erwecken, er nehme Partei für die eine oder die andere Seite. Nun ist es jedoch schlicht absurd, den laienhaften Meinungen von uninformierten Leuten den gleichen Stellenwert zuzugestehen wie den Erkenntnissen der aufwendigen Untersuchung einer ganzen Gruppe unabhängiger Wissenschaftler. Denn gelegentlich erinnern die Anti-GVO-Argumente von «Frauen und Männern auf der Strasse» oder am Radiotelefon an den Kampf bibelgläubiger Kreationisten gegen die Evolutionstheorie Darwins in den USA.

Bewirtschaftung von Ängsten

Fundamentalistische Positionen, die latent im Konflikt mit anerkannten wissenschaftlichen Erkenntnissen stehen, belasten immer mehr den politischen Alltag. Dabei werden im Volk verbreitete Ängste bewirtschaftet. Die stark emotional bestimmte Ablehnung der grünen Gentechnik oder der Kernenergie sind nur zwei von mehreren Beispielen. Zu erwähnen wäre auch der Streit um die Aufnahme von Naturheilverfahren ohne wissenschaftlichen Wirkungsnachweis in den Leistungskatalog der Grundversicherung.

Wenn dann die Staatsmedien unter dem Diktat zur politischen Ausgewogenheit einfach nur das generelle Meinungsspektrum abzubilden versuchen, verletzen sie in einer aufgeklärten Gesellschaft ihre Informationspflicht. Mit der Gleichstellung aller Meinungen, unabhängig von ihrer Quelle und der erfahrungsmässigen und methodischen Fundierung, fördern sie einen Relativismus, der die Bedeutung wissenschaftlicher Erkenntnisse abwertet und schlechter Politik Vorschub leistet.

*Gentechnisch veränderte Organismen

Der Ökonom **Hans Rentsch** ist selbständiger Wirtschaftsberater in Zürich und Autor mehrerer Publikationen zu den schweizerischen Institutionen.



Essay

Das Zündeln der Japaner

Die Bank of Japan läutet eine Abwertungsrunde im weltweiten Währungswettbewerb ein. Es ist nicht neu, dass die japanische Notenbank mit dem Feuer spielt. Letztes Mal war das Ende dramatisch.

Von Andreas Höfert

Neuerdings verfolgt die japanische Zentralbank eine extrem expansive Geldpolitik: Sie hat angekündigt, die Notenbankgeldmenge sowie die von der Notenbank gehaltenen Staatsanleihen innerhalb von zwei Jahren zu verdoppeln. Diese sogenannte 2222-Politik soll laut der Bank of Japan (BoJ) eine Inflationsrate von zwei Prozent erzielen. Dennoch werden Inflationsängste wach. Nicht immer muss eine solche Politik so tödlich enden wie in den 1930er Jahren. Unberechenbar ist sie allemal, wie man an den unterschiedlichen Reaktionen sieht.

Einige Ökonomen feiern die Ankündigung als Befreiungsschlag gegen die seit zwei Jahrzehnten anhaltende wirtschaftliche Stagnation, die von Deflation begleitet war. Andere sehen darin das «japanische Endspiel», das fatalerweise zu einer unkontrollierten Inflation führen wird. Alle Beobachter sind sich aber einig, dass die BoJ eine Premiere wagt.

So spektakulär ist die japanische Geldpolitik allerdings nicht, wenn sie im aktuellen Kontext westlicher Zentralbanken – inklusive der Schweizerischen Nationalbank – verstanden wird. Unisono haben diese seit der Finanzkrise im Jahr 2008 ihre Geldmengen massiv ausgeweitet. Vor allem wird man aber feststellen, wenn man ein wenig in der Geschichte Japans stöbert, dass geldpolitische Experimente dort Tradition haben.

Aufschwung ohne Happy End

Korekiyo Takahashi war einer der wichtigsten japanischen Politiker in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Seine Biografie könnte von Karl May oder Jules Verne geschrieben worden sein. Geboren in Tokio im Jahr 1854 in bescheidenen Verhältnissen, verlässt er die Insel als Vierzehnjähriger, um in Kalifornien Englisch zu lernen. Dort gerät er in Knechtschaft, schafft es aber zu entkommen. Zurück in Japan, wird er Lehrer für englische Konversation, Schuldirektor, Leiter des Patentamtes, bevor er das Land als Mittdreissiger wieder verlässt, um eine Silbermine in Peru zu leiten. 1892 tritt er als Angestellter in die japanische Zentralbank ein, steigt dort die Karriereleiter empor und wird 1911 zu ihrem Gouverneur ernannt.

Ab 1913 ist Takahashi ein regelmässiges Mitglied der japanischen Regierung, er wird Erziehungsminister, Landwirtschaftsminister und

im Jahr 1921 sogar Premierminister. Seine deutlichsten Spuren hinterlässt er als Finanzminister in nicht weniger als siebzehn Regierungen.

Auch Japan ist von der Grossen Depression der dreissiger Jahre betroffen, und Takahashi ist einer der ersten Finanzminister der Industrienationen, die versuchen, Alternativen zur gängigen Lehrmeinung zu finden. 1931 löst sich Japan als erstes Land vom Goldstandard, und Takahashi entscheidet sich, grosse Infrastrukturprojekte mit der Notenpresse zu finanzieren. Er vertritt diese Politik bereits drei



Unberechenbar: Takahashi (1854–1936).

Jahre vor Roosevelts New Deal und fünf Jahre vor der Veröffentlichung von John Maynard Keynes' «Allgemeiner Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes». Der dadurch verursachte Aufschwung Japans ab 1932 sucht in der wirtschaftlichen Depression der dreissiger Jahre seinesgleichen.

Doch leider gibt es, anders als in den Romanen von May und Verne, kein Happy End. Die massive Entwertung des japanischen Yen beflügelt japanische Textilexporte. Dies ist einer der Gründe, warum die Vereinigten Staaten und Grossbritannien protektionistische Massnahmen forcieren. Der Welthandel bricht ein.

Der Währungskrieg lässt grüssen. Doch nicht nur international wirken die japanischen Massnahmen destabilisierend. In Japan selbst zeigen sich immer mehr Überhitzungsercheinungen und Inflation. Takahashi ist sich dessen bewusst und versucht ab 1934 die Staatsfinanzen wieder unter Kontrolle zu bekommen, unter anderem durch Einsparungen bei der Armee.

Das wird ihm zum Verhängnis. Die Militärs rebellieren, und 1936 kommt es zum Putsch junger Offiziere. Dabei wird Takahashi – nun 81 Jahre alt – zusammen mit namhaften japanischen Politikern erschossen. Zwar wird dieser Putsch vereitelt, dennoch steigt das Prestige der «loyalen» Armee. Dies ermöglicht die Militarisierung Japans mit allen verhängnisvollen Konsequenzen nur fünf Jahre später.

Natürlich ist das heutige Japan nicht vergleichbar mit dem Japan von vor achtzig Jahren. Dennoch lassen sich einige Lehren aus der Geschichte ziehen.

1—Die isolierte Geldpolitik eines einzelnen Landes ist gefährlich. Die jüngsten geldpolitischen Ankündigungen haben bei den direkten Konkurrenten Japans (insbesondere Korea und China) für Aufruhr und Unmut gesorgt, genau wie dies einst der Fall bei Grossbritannien und den Vereinigten Staaten war. Gegenmassnahmen und eine Osterweiterung des Währungskrieges sind zu erwarten.

2—Jedes ökonomische Handeln hat Konsequenzen. Einige dieser Konsequenzen können beabsichtigt sein, aber viele Nebenwirkungen sind unbeabsichtigt. Takahashi bezahlte für seine Politik sogar mit dem Leben. Heute behauptet natürlich jeder Zentralbanker, alles sei unter Kontrolle, trotz Verdoppelung, Verdreifachung oder sogar Vervierfachung der Notengeldmenge.

Was würde aber zum Beispiel geschehen, wenn sich die japanischen Zinsen an das gewünschte Inflationsziel anpassen würden? Wenn man weiss, dass heute schon, trotz ultratiefen Zinsen, fast ein Drittel aller japanischen Steuereinnahmen für den Schuldendienst verwendet werden, dann läuft es einem kalt über den Rücken. Mehr als naives Wunschdenken ist deshalb das «Alles unter Kontrolle» leider nicht.

Andreas Höfert, 45, ist Chefökonom der Schweizer Grossbank UBS.

Unter Frauen

Den Männern ist meist unverständlich, wie unermüdlich und intensiv zwei beste Freundinnen miteinander reden können. Was zeichnet Frauenfreundschaften aus? Woran können sie scheitern? Ein Abend in einer unergründlichen Welt. Von *Andreas Kunz*

Nach vier Stunden und drei Weinflaschen wird das Experiment abgebrochen. Am Tisch sitzen drei Freundinnen, die ohne Punkt und Komma miteinander reden, in einem Tempo, das auf eine weibliche Superkraft schliessen lässt: die Fähigkeit, gleichzeitig zu sprechen, zu atmen und zuzuhören. Ständig wechseln sie das Thema, reden über Emanzipation oder über Kleider, über Politik oder über ihre Schuhe. Sie tauschen Anekdoten aus und offenbaren Befindlichkeiten, wobei sie wild gestikulieren, ihre Augen aufreissen oder plötzlich lachen, bis es sie schüttelt – um kurz darauf an einem neuen, tiefgreifenden Thema zu schürfen.

Zuvor war das Konzept des Abends klar geregelt: Drei Freundinnen sollten auf Einladung erklären, was Frauenfreundschaften ausmacht, was ihnen dabei wichtig ist, wie sie sich von den Beziehungen zu Männern unterscheiden und warum aus einer Frauenfreundschaft eine Frauenfeindschaft werden kann. Bei der Trennung von TV-Moderatorin Sylvie van der Vaart («Let's Dance») von ihrem Mann Raffael – dem Fussballer, der sich kurz darauf mit Sylvies bester Freundin vergnügte – fragte man sich, wie es unter besten Freundinnen zu einem solchen Loyalitätsbruch kommen kann – und warum sich die beiden Frauen trotz des Partnertauschs weiterhin verstehen. Männer, so denkt man, würden ihren besten Freund nie für eine Frau aufs Spiel setzen. Und falls doch, später einander gehörig auf die Mütze geben.

«Ohne geistigen Inhalt»

Für die Diskussion hatten sich die drei Frauen im Alter zwischen 32 und 48 Jahren sofort bereit erklärt («Solange du den Wein organisierst»), sie freuten sich darauf («Über Frauenfreundschaften reden wir sonst gar nicht!») – und es klappte dann auch, bis irgendwann alles zu weit führte, der Alkohol Oberhand gewann und der Gesprächsfaden verlorenging, zumindest für den einzigen Mann in der Runde.

Selbstverständlich hatte man sich auf die fremde Welt vorbereitet. Zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen existieren über die «Psychologie von engen Beziehungen», «geschlechtsspezifische Sozialisation» oder darüber, «was Frauen einander bedeuten». Überraschend ist, dass die ersten grossen Untersuchungen erst in den 1970er Jahren publiziert wurden – zuvor seien Frauenfreundschaften «ignoriert» und als «niedrig» abgetan worden; miteinander befreundete Frauen hätten in der Öffentlichkeit als «Klatsch-

basen» gegolten oder sogar als «lesbisch», heisst es in den Studien.

Es müssen harte Zeiten gewesen sein für das andere Geschlecht: Frauenfreundschaften seien noch im 20. Jahrhundert geprägt gewesen durch eine «rein gefühlsmässige Zuneigung», die «ohne geistigen Inhalt» auskommen musste. Gründe dafür seien die «Isolation der Frau in der Ehe» und die «patriarchalen Gesellschaften» gewesen, in denen es kaum öffentliche Orte gegeben habe, wo Frauen sich treffen konnten, um Freundschaften zu schliessen. Gemäss der deutschen Psychotherapeutin Michaela Huber besaßen Frauen «kein Gefühl für ihren eigenen Wert, konnten sich nicht selbst schätzen, fördern und entwickeln», weshalb sie auch für ihre Freundinnen nicht unterstützend, fördernd oder respektvoll sein konnten. Zusammen mit anderen Forschern kommt Huber zum Schluss, dass Freundschaft bis vor wenigen Jahrzehnten als reine Männerdomäne gesehen wurde, die einherging mit Attributen wie «Loyalität, Verantwortung, Tapferkeit und Heldentum».

Übergewicht ist tabu

«Männerfreundschaften? Heldentum? Tapferkeit?» Die drei Frauen lachen. Was ein knalliger Einstieg in die Diskussion sein sollte, entpuppt sich als Bumerang. Männer gingen heute vielleicht zusammen saufen oder Fussball spielen, aber als «tapfere Helden» nähmen sie ihre Partner nicht wahr, wenn sie spätestens am nächsten Tag über ihre Schmerzen klagten. Ohnehin seien Männerfreundschaften bloss «ein verblasstes Ideal früherer Zeiten». Die drei Freundinnen meinen zu wissen, dass Männer weder über Probleme noch über ihre Gefühle reden könnten, was heute gesellschaftlich immer wichtiger werde. Lieber erzählten sich Männer «zum 150. Mal» ihre «Geschichtchen» aus dem Militär oder der gemeinsamen Schulzeit, während sie sich auf die Schultern klopfen und das Bier herunterstürzten. Die eine sagt: «Wenn ich vom Tennis heimkomme, weiss ich alles über die Familien meiner Mitspielerinnen. Wenn mein Mann vom Tennis heimkommt, weiss er kaum, gegen wen er gespielt hat.» Ob Männer den Frauen tatsächlich erklären wollten, was eine wahre, tiefe Freundschaft ausmache?

Man schenkt Wein nach und beschränkt sich auf die Rolle als Moderator: «Was zeichnet eine Frauenfreundschaft aus?» Sie antworten: «Wir suchen jemanden, von dem wir in unse-

rer komplexen Gefühlswelt verstanden werden, mit dem wir unsere Gedanken, Hoffnungen und Sorgen teilen können», «Frauen wollen eine Rückmeldung auf ihr Leben, die sie wiederum spiegeln können» und so weiter. «Das macht Frauen glücklich», sagt eine. Und die andere: «Wir wollen sichergehen, dass wir nicht fälschliegen mit unseren Eindrücken und Empfindungen und nicht allein sind im Leben.» Nach einem guten Gespräch sehe die Welt oft gar nicht mehr so schlimm aus. Deshalb sei der wichtigste Satz, den eine gute Freundin im Gespräch ausmache: «Ja genau, so geht es mir auch!» – «Ja genau, das finde ich auch», sagen die beiden anderen am Tisch.

Die tiefe Harmonie von Frauenfreundschaften betont auch die Wissenschaft. «Emotionalität, Zärtlichkeit, Herzlichkeit, Zuneigung,



«Wir suchen jemanden, von dem wir in unserer

dieses Verstandenwerden, diese Intimität und Tiefe, das bekommen Frauen ihr Leben lang im Wesentlichen von anderen Frauen», schreibt Psychotherapeutin Huber. Gross würden jedoch die Probleme, wenn diese Harmonie verlorengehe. Während Konkurrenz für Männer normal sei und zum Lebensalltag gehöre, empfänden Frauen Wettbewerb als Bedrohung ihrer eigenen Identität. Auch Konflikten gingen sie möglichst aus dem Weg.

Stimmt das? «Frauen haben grosse Angst, ihre Freundinnen zu verlieren, deshalb versuchen wir jeden unnötigen Streit und jede unnötige Auseinandersetzung zu vermeiden», sagt die Jüngste von allen. «Vielleicht haben wir das Streiten einfach nie gelernt», sagt ihre Freundin. Mit Männern reden Frauen gerne über die Probleme, die sie mit ihnen haben, aber mit Frauen nicht? Tatsächlich sei die Vermeidung eines Konflikts oft das grössere Problem als der Konflikt selbst, meint die älteste der drei. «Frauen erwarten, dass ihre Freundin am eigenen Leben teilnimmt, nachfragt, sich kümmert.» Tue sie das nicht, sei man betupft – sage dies aber höchstens zwischen den Zeilen. Meist schluckten sie den Ärger und die Enttäuschung über eine Freundin lieber her-

unter. «Oder wir ziehen uns zurück.» Nach ein paar Tagen oder sogar Wochen ohne gemeinsame Treffen und Telefonate käme es dann zu einem Annäherungsversuch, bei dem aber beide Seiten den Konflikt verschwiegen oder heruntergespielt, um eine neue Nähe aufbauen zu können. Sei der Vertrauensbruch aber «allzu gross», entstehe aus einer tiefen Freundschaft schon mal eine ebenso tiefe Feindschaft – «Sylvie van der Vaart hin oder her».

«Es stimmt schon: Bei Männern werden wir schnell zu Konkurrentinnen.»

An der Universität von Los Angeles haben Forscher herausgefunden, dass Frauen unter Stress eine Kombination von Chemikalien produzieren, die sie dazu bringt, Freundschaften mit anderen Frauen zu schliessen und zu pflegen. Im Gegensatz zu Männern laute für Frauen die Antwort auf Stress nicht «Kampf oder Flucht», sondern sie würden sich für die dritte Möglichkeit entscheiden: «Freundschaft». Die Soziologen der Harvard-Universität wollen herausgefunden haben, dass Frauen

ohne Freundschaft «verkümmern». Die Forscher gingen sogar so weit, zu sagen, dass keine gute Freundin zu haben genauso schädlich sei wie Übergewicht oder starkes Rauchen.

Die drei eingeladenen Frauen lachen, zünden sich eine Zigarette an und sagen: «Über Übergewicht reden wir aber nicht.» Also fragt man sie nach dem anderen grossen Stressfaktor: Warum haben Freundinnen oft ein Problem, wenn ein Mann die weibliche Idylle stört? Für einen seltenen Moment ist es still. «Es stimmt schon: Bei Männern werden wir schnell zu Konkurrentinnen», meint die eine. «Vielleicht kommt dieses Verhalten noch aus der Steinzeit, wo eine Frau ohne starken Begleiter verloren war», sagt die andere. Und die Dritte: «Ihr Männer nennt das ja gerne <Zickenkrieg> oder <Stutenbissigkeit>.» An ihren Gesichtern ist unschwer abzulesen, wie sehr sie die Wörter hassen. Wer ist denn schon gegen Neid, Eifersucht oder Missgunst gefeit? Die Damen schweigen. Dann wenden sie sich einander zu und sagen: «Natürlich hätte ich auch gerne eine so schöne Haut wie du.» Oder: «Natürlich wäre ich auch gerne beruflich so erfolgreich wie du.» Jetzt lachen sie wieder. «Frauen suchen sich Freundinnen aus, die ihnen ähnlich sind», sagen sie. Deshalb gäbe es «Stutenbissigkeit» unter wahren Freundinnen nicht.

Man legt nach: «Warum können Frauen im Berufsleben oft besser mit Männern zusammenarbeiten?» Sie überlegen. Wissen offenbar nicht, ob sie es abstreiten sollen. Bis eine sagt: «Frauen haben ein Problem, wenn ihre Chefin dumm ist. Bei Männern sind wir viel nachsichtiger.» Warum? «Männer verstehen wir sowieso nicht. Bei Frauen fragen wir uns immer, warum die sich so benimmt.» Auch die anderen beiden betonen, dass sie Frauen gegenüber viel strenger seien, weil sie sich in sie hineinversetzen könnten, mehr von ihnen erwarten – und im Gegensatz zu den Männern «immer dieses Bedürfnis nach Gleichheit haben».

240 Wörter pro Minute

Die jüngste der Damen erzählt von einem Buch, in dem sie gelesen habe: «Frauen suchen ihr Selbst, indem sie sich auf andere beziehen. Männer suchen ihr Selbst, indem sie sich von anderen unterscheiden.» Es ist nach vier Stunden gezieltem Gespräch der Startschuss, um ununterbrochen und durcheinander loszureden, ohne Ziel und ohne Pause. Dem Moderator bleibt nur die Beobachtung: Wird es intim, wenden sich die Körper der Frauen automatisch einander zu. Bei Argumenten, die möglicherweise missverstanden werden könnten, falten sie die Hände eindringlich wie zum Gebet. In ihren Gesichtern kommen Emotionen zum Ausdruck, die intensiver sind als die auf einer italienischen Fussballtribüne. Später, als der Alkohol wieder verflogen ist, zählt man auf dem Tonband unglaubliche 240 Wörter pro Minute. ○



komplexen Gefühlswelt verstanden werden.»

Fräulein Gurke macht sich aus dem Staub

Hallo, liebe Kinder! Das hier ist das Märchen von der 50. Internationalen Kinder- und Jugendbuchmesse in Bologna. Kennt ihr das schon? Nein? Also, dann spitzt eure Ohren . . . es geht los!

Von Gion Mathias Cavelti

Bologna ist eine Stadt in Italien. Ihre berühmtesten Söhne sind die Spaghetti Bolognese (ihr hattet sicher auch schon einmal ein paar davon auf und/oder neben dem Teller). Die Messe selbst müsst ihr euch so vorstellen: In vier riesigen Hallen mit einer Gesamtfläche von 20 000 Quadratmetern kommen während dreieinhalb Tagen 5000 Zauberer und Hexen (normale Menschen werden nicht eingelassen) zusammen und wollen Kinderbuchseiten in Banknoten verwandeln (konkret geht es um Übersetzungen,



Filmrechte, Computerspielrechte und so weiter). 1200 Verlage aus 75 Ländern schicken ihre neuen Titel ins Rennen. Das wird sicher blutig! Soll ich mir das Ganze für euch mal anschauen? Also gut! Aber ihr müsst mir versprechen, dass ihr nicht plötzlich zu weinen anfangt . . .

L. Ron Hubbard neben Spongebob

Wer leuchtet mir schon in der ersten Halle von einer mannshohen Plexiglaswand entgegen? Spongebob, der debile gelbe Schwamm! Und gleich daneben befindet sich der Stand von Galaxy Press, das ist der Herausgeber von L. Ron Hubbards literarischem Gesamtwerk. Aus achtzig Bänden besteht dieses, Titel wie «Tomb of the Ten Thousand Dead», «Man-Killers of the Air» oder «Hell's Legionnaire» versprechen gemütliche Lesestunden. Die L. Ron Hubbard Library veranstaltet zudem einen Zeichenwettbewerb, in dem die «Illustrators of the Future» ermittelt werden sollen, wie ein auffliegender Prospekt verrät (der Be-

«Star Wars»-Romane gibt's auch auf Norwegisch und Abenteuer von den Angry Birds auf Litauisch.

griff «Scientology», deren Gründer Hubbard ja ist, taucht übrigens nirgendwo auf). Kommt, Kinder, schicken wir Onkel L. Ron etwas Passendes, eine Zeichnung von 10 000 im Höllenfeuer tanzenden Zombies oder so!

Hello Kitty, Miffy und My Little Pony sind ebenfalls da. Die Schlümpfe, die Mumins und die Ninja-Turtles fehlen selbstverständlich

auch nicht. Genauso wenig wie Garfield und die Peanuts. Auch von Barbapapa gibt es etwas Neues auf dem Markt. «Star Wars»-Romane gibt's auch auf Norwegisch und Abenteuer von den Angry Birds auf Litauisch. Stolz verkündet der Gyldendal-Verlag aus Dänemark auf einem Schild, dass er die Rechte für das Bilderbuch «Die unglaubliche Geschichte von der Riesenbirne» (darin scheint eine Riesenbirne eine gewisse Rolle zu spielen) an die Färöer verkauft hat. Die Schweiz hat mit Globi, Schellenursli und Papa Moll ebenfalls ihre Top-Kinderbuchhelden in die Schlacht abkommandiert – wie sie sich metzgen, will man der *Weltwoche* allerdings partout nicht verraten (mit «Heidi» kann man ja nach Ablauf der Urheberrechte nicht mehr auftrumpfen, jeder kann es mittlerweile für seine Zwecke verwursten).

Heerscharen von niedlichen Katzen, Hunden, Mäusen, Kühen, Maulwürfen, Giraffen,

Elefanten und Bären glotzen einen treuerherzig von Buchcovern an. Rasch beginnt man, sie zu hassen. Die typische Kinderbuchgeschichte geht ja so: Irgendein Viech meint, sich auf eine Reise begeben zu müssen, kehrt schliesslich wieder zurück und stellt fest, dass es daheim am schönsten ist. Euch wird schon nicht viel zuge-
traut, Kinder. Und noch etwas sage ich euch: Beim nächsten Schwein mit Flügeln oder beim nächsten Frosch mit einem magischen Fernrohr oder bei sonst einem magischen Dingsbums werde ich echt aggressiv und köpfe ein Baby-Einhorn!

Soll ich an einen Vortrag gehen mit dem Titel ««She set her head on his shoulder», wrote the translator with a frown; unexpected tricks from vegetarian vampires»? Nein.



«Schicker Tanzabend für Gemüse!»

Ein Mann in einem albernem Gecko-Ganzkörperkostüm steigt schlapp aus einem Lift.

Auf der Herrentoilette weht ein frischer Wind; es riecht nach Meer, nach Abenteuer. Man bekommt irgendwie Lust, in See zu stechen.

Von den amerikanischen Grossverlagen mit ihrem unüberschaubaren Output an Zauber-Karsumpel-Literatur (ein Roman namens «Hexed» etwa wird prominent beworben; Stefan Bachmann aus Adliswil ist mit seinem im September wiederum bei Harper Collins erscheinenden Zweitling «The Whatnot» auch ganz vorne mit dabei) habe ich die Nase definitiv voll – ich will mal nachforschen gehen, was aus exotischeren Regionen der Welt so alles nach Bologna gepilgert ist.

Am Stand eines indischen Verlages wird ein Bilderbuch angepriesen, in dem die Geschichte eines Reiskorns erzählt wird. Es begibt sich auf eine Reise (in der Schuhsohle eines Matrosen steckend). Die grosse Frage ist jetzt natürlich: Kehrt es am Schluss nach Hause zurück

und stellt fest, dass es dort am schönsten ist? Ehrlich gesagt, wird mir das nicht ganz klar, auf der letzten Seite steht das Reiskorn jedenfalls mit einem Säbel in der Hand und einer Kapitänsmütze auf dem Kopf da und grinst triumphierend.

Jamaika versucht zu punkten mit «Thumb



Buddies»: «Dieses Buch ist ein *must-read* für alle, die mit der schädlichen Angewohnheit des Daumenlutschens aufhören wollen.»

In Taiwan populär ist ein Bilderbuch folgenden Inhalts: «Schicker Tanzabend für Gemüse! Alle Gemüsearten sind so aufgeregt. Sie ziehen sich auf verschiedene Weise an und machen sich fertig für die Party. Sie suchen sich ihren eigenen Tanzpartner. Herr Frühlingszwiebel und Fräulein Gurke tanzen zusammen und plaudern glücklich. Sie verlieben sich. Doch plötzlich macht sich Fräulein Gurke hastig aus dem Staub. Herr Frühlingszwiebel versucht mit allen Mitteln herauszufinden, wer sie ist. Ist sie wirklich eine Gurke?»

«Ist sie wirklich eine Gurke?» Das ist das Philosophischste, das ich seit langem gehört habe.

«Eis verliebt sich in die Sonne»

Was kommt aus dem Iran Schönes zu uns? Nun: Das «Institute for the Intellectual Development of Children and Young Adults, Tehran» setzt überraschenderweise auf Schneemänner. In «Die Karottenfarm» geht es um einen Schneemann, dem ein Schneeball an seine Karottennase geschmissen wird, worauf er vor Schmerz laut aufschreit: «Meine Nase! Meine Nase!» Seine Schneemännerfreunde – allesamt nasenlos – fragen erstaunt: «Was ist eine Nase? Und wozu verwendet man sie?» Und so geht es ab in die Karottenfarm... Wei-

Die Schneemänner fragen:
«Was ist eine Nase? Und wozu verwendet man sie?»

ter im Angebot: die Büchlein «Der Sommer-Schneemann», «Eis verliebt sich in die Sonne» und ein Werk, dessen Cover eine Art Eisbecher ziert, angeblich ist es eine «Mystery-Geschichte». Verstecken sich hinter der ganzen Schnee- und Eismetaphorik vielleicht irgendwelche politischen Botschaften? Hättet ihr Lust, dieser Frage gemeinsam an der auf einem

Plakat angekündigten «26th round of Tehran International Book Fair» nachzugehen, liebe Kinder?

Die Tortilla aus Barcelona, die nicht gegessen werden will und in einem Helikopter flieht – die «Monster Fruit Crossing Time and Space» aus China («2 Millionen verkaufte Exemplare in einem halben Jahr!») –, die Handschuh-Brüder Tink und Tunk aus Japan: Das sind nur ein paar der Abertausende von Kinderbuch-Geschöpfen, die meinen Weg in den nächsten Stunden kreuzen. Mir dreht sich der Kopf. Und vor allem: Ich habe keine Ahnung, wie unsere Geschichte enden soll, liebe Buben und Mädchen. Vielleicht mit einer Anekdote, die mir ein Freund erzählt hat, der vor zehn Jahren mit einem Manuskript namens «Bernie, das Brillenschaf» und einem Stapel Bernie-Zeichnungen in Bologna sein Glück versuchen wollte. Kein einziger Verlag fand die Zeichnungen gut, und so hat er sie am Schluss aus purer Verzweiflung in einer Telefonzelle nahe der Messe liegenlassen, versehen mit seiner Telefonnummer, in der Hoffnung, ein Lektor würde Bernie finden, als absolut bestsellerträchtig einstufen und ihn anrufen. Doch wisst ihr was: Es kam nie ein Anruf. Und wenn Bernie, das Brillenschaf, nicht gestorben ist, liegt es auch heute noch in dieser Telefonzelle.



Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich. www.nichtleser.com

Wann ist es Zeit für eine Bank, die Sie ein Leben lang begleitet?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private Banking

Hüterin der Heimat

Fast alles, was Janet Napolitano tut und sagt, bleibt unter Verschluss. Von der mächtigen Chefin des US-Departements für innere Sicherheit hört man vor allem dann, wenn sie kritisiert wird, wie nach dem Attentat in Boston. *Von Beatrice Schlag*



Hermetische Abriegelung der ganzen Stadt: Polizisten durchsuchen nach dem Anschlag in Boston Haus für Haus.

Während ihrer neunjährigen Amtszeit als Gouverneurin von Arizona wurde Janet Napolitano von *Time* als eine der fünf fähigsten Gouverneure der USA gefeiert. Im letzten Jahr setzte *Forbes* die Demokratin, die seit 2009 das Department of Homeland Security (DHS) leitet, auf Platz neun der mächtigsten Frauen der Welt. Mächtig ist die Frau, die das personell drittgrösste Ministerium der USA präsidiert, zweifellos. Aber ist sie auch gut? Die Meinungen darüber gehen diametral auseinander. Es sind meist parteiorientierte Spekulationen und selten fundierte Einschätzungen. Denn über das, was das Ministerium für Inlandsicherheit konkret tut, erfährt die Öffentlichkeit wenig. Ausser, dass es Unmengen von Geld verschlingt.

Bis vor wenigen Jahren war die studierte Juristin der Liebling der Medien. Die kurzhaarige Frau mit dem scharfen Witz, der intel-

lektuellen Brillanz und den unverblühten Aussagen war der erste weibliche US-Gouverneur, der nach der ersten Amtszeit wiedergewählt wurde. Die heute 56-jährige Tochter eines Anatomiedozenten italienischer Herkunft und einer Mutter mit deutschen und österreichischen Vorfahren galt dank ihrer

Inzwischen sind die Sympathien für die forsche Politikerin deutlich geschrumpft.

strengen Verbrechensbekämpfung – sie ist Befürworterin der Todesstrafe – als eher gemässigte Demokratin. Ihr Aufstieg in der Partei schien nicht zu bremsen. Bei der Präsidentschaftswahl 2004 war sie als Vize von John Kerry im Gespräch. Fünf Jahre lang gehörte sie zu den Spitzenkandidatinnen für den freier-

enden Sitz im Supreme Court. Aber Präsident Obama hatte andere Pläne für sie. 2009 berief er die energische Single-Frau zur Chefin des Department of Homeland Security. Demokrat Ed Rendell, bis vor zwei Jahren Gouverneur von Pennsylvania, bezeichnete sie als «perfekt für den Job, denn sie hat kein Privatleben». Die Gerüchte, sie sei lesbisch, hatte sie schon vor Jahren dementiert: «Ich bin nur zufällig nicht verheiratet.» Auf die Frage einer Journalistin, ob sie sich gegenwärtig regelmässig mit jemandem treffe, antwortete sie vor ihrem Amtsantritt in Washington: «Ja, mit meinen Mitarbeitern.»

Inzwischen sind die Sympathien für die forsche Politikerin deutlich geschrumpft. In ihren bisher vier Jahren als DHS-Chefin musste Napolitano von Anfang an harsche Kritik einstecken, nicht nur von republikanischer Seite. Dazu ist gerechterweise zu sagen, dass

die oberste Verantwortliche für die Sicherheit der USA selten mit Erfolgen auftrumpfen kann. Wenn nichts passiert, interessiert sich ausser den Buchprüfern kaum jemand für ihr Ministerium. Aufmerksamkeit erregt sie, wenn etwas schief läuft. Zu sagen ist allerdings auch, dass Janet Napolitano deutliche Fehler unterliefen. Ihren Plan, die Sicherheit an der amerikanisch-kanadischen Grenze zu verstärken, erklärte sie im Frühjahr 2009 mit der irigen Begründung, dass Attentäter von 9/11 über die Grenze im Norden ins Land gekommen seien, was nicht der Fall war. Der kanadische Botschafter dementierte verärgert. Medien und Öffentlichkeit stellten erstmals die Kompetenz ihrer obersten Sicherheitschefin in Frage.

Kurz nach dem Kanada-Patzer veröffentlichte das DHS einen Bericht über die Gründe, warum rechtsextreme Gruppen in den USA durch Obamas Wahl möglicherweise radikalisiert wurden und verstärkt Mitglieder rekrutieren. Unter den Zielgruppen für die Rekrutierung wurden auch «erboste Kriegsveteranen» aufgeführt. Sämtliche Veteranenverbände verlangten eine Entschuldigung. Kurz darauf zog Napolitano den Bericht mit dem Kommentar zurück, er sei ungenau überprüft worden.

Am 25. Dezember versuchte der 23-jährige nigerianische Al-Qaida-Terrorist Umar Farouk Abdulmutallab auf dem Flug von Amsterdam nach Detroit, Plastiksprengstoff, der in seine Unterwäsche eingenäht war, zur Explosion zu bringen. Er wurde von einem der Passagiere von Northwest Airlines überwältigt, das Feuer konnte gelöscht werden. Die 290 Insassen landeten unverletzt. Am gleichen Tag sagte Janet Napolitano im Fernsehen: «Das System funktioniert.» Am Tag danach musste sie öffentlich eingestehen, dass das System versagt hatte. Präsident Obama nannte den Attentatsversuch und die Unfähigkeit der US-Behörden, ihm zuvorzukommen, «völlig unakzeptabel». Der konservative Kolumnist Charles Krauthammer bezeichnete Napolitano in der *Washington Post* als «sichtlich überfordert». Im Januar 2010 appellierte über ein Dutzend republikanische Abgeordnete vergeblich an die DHS-Chefin, ihr Amt niederzulegen.

In einem Hearing des Rechnungshofes GAO (Government Accountability Office) über die Ausgaben des Ministeriums für innere Sicherheit im Februar dieses Jahres sagte der republikanische Sicherheitsexperte Jim Gilmore: «Al-Qaida hat mehrfach gesagt, ihr Ziel sei der Zusammenbruch der amerikanischen Wirtschaft. Wenn wir weiterhin so viel Geld verschwenden, werden wir ihr Ziel erfüllen.» Tatsächlich ist das heute fast eine Viertelmillion Mitarbeiter umfassende Department ein gigantischer Geldvernichtungs-Moloch. Das DHS, von George W. Bush 2003 ins Leben geru-

fen, war der Zusammenschluss von 22 verschiedenen Bundesbehörden mit dem Ziel, die amerikanische Bevölkerung und ihre Staatsgebiete vor terroristischen und anderen Bedrohungen zu schützen.

Die Behörden, bisher für so unterschiedliche Aufgaben wie Verkehrssicherheit, Grenzschutz, Secret Service, Immigration und Einsatz bei Naturkatastrophen verantwortlich, wurden anfänglich mit einem Budget von 39 Milliarden Dollar ausgestattet. Inzwischen ist das DHS in über 75 Ländern vertreten und verschlingt jährlich fast 60 Milliarden. Seit seiner Gründung wird dem DHS Verschwendung, mangelnde Transparenz und Ineffizienz vorgeworfen. «Das ist nicht die gutgeölte Maschine, die uns seit 9/11 Sicherheit garantiert», sagt DHS-Sicherheitsexperte Stephen Flynn, «son-

schaffen. Drei Jahre später sagt das DHS, wann der BCI fertiggestellt sein werde, könne man noch nicht absehen. Ebenso wenig kann das DHS Auskunft darüber geben, wie effektiv der in den letzten Jahren massiv verstärkte Grenzschutz gegen illegale Einwanderung, Drogen- und Waffenschmuggel tatsächlich ist. Noch drängender als das Grenzproblem allerdings ist nach dem Attentat von Boston die Frage, wie sich das Department of Homeland Security zu den getroffenen Massnahmen verhält. Sind die hermetische Abriegelung einer ganzen Stadt, die Stilllegung des öffentlichen Verkehrs, die Aufforderung Napolitanos an die Bevölkerung, zu Hause zu bleiben und durch Beobachtungen und Übermittlungen von vorhandenem Bildmaterial aktiv an der Suche nach Tätern teilzunehmen, tatsächlich



«Perfekt für den Job, denn sie hat kein Privatleben»: Napolitano, oberste Sicherheitschefin der USA.

dern ein Organisationschaos. Eines Tages werden wir zurückblicken und darüber staunen, warum wir das nicht besser organisiert haben.»

Einer der Hauptvorwürfe an Janet Napolitano ist der seit Jahren vergeblich von ihrem Ministerium erwartete Vorschlag für eine ver-

Das Department ist in über 75 Ländern vertreten und verschlingt jährlich fast 60 Milliarden.

bindliche und verlässliche Grenzsicherheit. Denn die dringend anstehende Immigrationsreform ist ohne einen sicheren Grenzschutz nicht denkbar. 2010 erklärte Napolitano die bestehenden Massnahmen für inadäquat und versprach, mit dem neu zu erarbeitenden Border Condition Index (BCI) neue Standards zu

angemessene Mittel, um auf einen Anschlag zu reagieren? Was geschieht, wenn Ähnliches sich in einer Millionenmetropole ereignet? Heute wissen wir, dass nicht ein einziges der eingesandten Bilder für die Identifizierung der Zarnajew-Brüder ausschlaggebend war. Die vom FBI schliesslich veröffentlichten Fahndungsbilder stammten von Überwachungskameras. Dafür wurden Unschuldige in Internet-Foren wie «Reddit» oder «4chan» und teilweise auch in den Medien als Tatverdächtige ausgestellt, die nichts mit dem Anschlag zu tun hatten. Ein prallgefüllter Rucksack, eine dunkle Hautfarbe waren Indiz genug. War dieser Massensport, Internet-Detektiv zu spielen, nicht vorhersehbar? War es nicht klar, dass die Bilder nicht nur bei den Behörden, sondern genauso schnell im Internet landen würden? Janet Napolitano hatte bisher darauf keine Antwort. ○



Wundersam aufgetaucht: Amanda Thatcher, 19.

Die eiserne Enkelin

Just, als sich Margaret Thatcher in die Geschichte verabschiedet, tritt eine Erbin ins Rampenlicht. Wie Amanda Thatcher unter der Kuppel der St Paul's Cathedral zum neuen Star und zur Hoffnungsträgerin der Tories aufstieg. Von Urs Gehriger

Es gibt Menschen, die 36 Stunden hintereinander tanzen. In Kioto lebt ein Mann, der ist seit 115 Jahren auf der Welt. Napoleon schlug eine Menge Schlachten – und in diesem Punkt den Rekord. Andere wiederum lassen sich in ein Dschungelcamp verfrachten und machen sich zum Affen für fünfzehn Minuten Ruhm.

All diese Hochleistungen menschlicher Willenskraft und Ausdauer verschwinden hinter der Leistung jener Frau, der es zu verdanken ist, dass aus der Trauerfeier in der Londoner St Paul's Cathedral letzte Woche ein Freudentag geworden ist. Nicht von der Frau im Sarg ist hier die Rede, die dort ihre letzte Reise in die Geschichte angetreten hat, sondern von jener daneben: von der neunzehnjährigen Amanda mit einem Gesicht, das so anmutig ausschaut, dass es einem das Herz erwärmt, und mit einem Blick, so kalt, dass er einem Schauer den Rücken hinunterjagt.

Aus dem Nichts war sie gekommen, so dass kaum jemand überhaupt ihren Namen kannte. Sie war ein Sandkorn am Ufer des Geschehens. Auf einmal stand sie im Mittelpunkt der Ereignisse. Millionen Menschen reckten, um sie zu sehen, den Hals vor dem Bildschirm.

Dabei hatte alles ganz düster angefangen. Wer nicht in London war, als Margaret Thatcher gestorben ist, konnte sich mittels Website der BBC über die Stimmung im Königreich auf dem Laufenden halten. Mit akribischem Eifer wurde berichtet, wie Menschen aus ihren Häusern strömten, um den Tod der Eisernen Lady in spontanen Strassenfesten zu feiern. Das Land sei wieder tief gespalten, hiess es. Es musste stimmen, denn das Schweizer Fernsehen berichtete dasselbe, genau wie Postillen und Nachrichtenkanäle überall.

Je näher die Beerdigung rückte, desto grimmiger schien sich der Himmel über Britannien

zu verdunkeln. Stunden nur vor der Trauerfeier prophezeite BBC Proteste, Ausschreitungen, Gewalt. Man musste also davon ausgehen, dass Thatchers Sarg, sollte er überhaupt je die St Paul's Cathedral erreichen, aussehen würde wie ein Jackson-Pollock-Gemälde. Zu hoffen blieb bloss, dass die Thatcher-Feinde wenigstens die Königin verschonen und Farbbeutel sowie Wurfeier für Cameron und seine Tory-Getreuen aufsparen würden.

Nichts ausser Rosen

Entweder ist ein Wunder geschehen, oder die Medien haben sich aus unerfindlichen Gründen grandios getäuscht. Denn ausser Rosen wurde nichts geworfen. Ganz London blieb ruhig und – bis auf die Pferdeäpfel (vom Leichenzug) – auch sauber. Nicht einmal der Himmel sann nach Rache. Einzig der Herzog von Edinburgh störte das Protokoll, als er bei

Betreten der Kathedrale – dem kühlen Wetter sei's geschuldet – einen enormen Stalaktiten aus Schnodder unter der Nase trug, den er nicht abzuwischen für nötig hielt.

Kurz: Es war ein ganz normales Grossbegräbnis, wie es die Briten – und nur sie – mit einer Mischung aus kolonialer Grandezza und Business-as-usual-Gelassenheit inszenieren können – wäre da nicht eben diese junge Frau gewesen. Selbst wer nicht zur Abdankung geladen war oder vor dem Fernseher sass, sollte bald erfahren, dass sich unter der Kuppel von St Paul's Aussergewöhnliches ereignete.

Das Orgelspiel war vorbei, Gebete und Geleitworte gesprochen, als die 19-jährige Frau an der aufgebahrten Thatcher vorbei aufs Podium trat. Knielang der schwarze Mantel, aschblond und schulterlang das Haar, geschmückt mit einer schlichten Perlenkette, stand sie da, statuenhaft, als würde kein Blut in ihren Adern fliessen, und sprach:

Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieheth an den Harnisch Gottes, dass ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels.

Kaum hatte sie diese Worte vorgetragen, verwandelte sich ihr anmutiges Äusseres. Sie hatte nun etwas von einem Musketier mit ihrem breitkrepfigen, asymmetrischen Hut, den, statt einer Plumage, ein schwarzes Schleifgebilde zierte. Selbstbewusst und klar sprach sie die kriegerischen Sätze, schaute kaum auf das Skript und vermittelte den Eindruck, sie kenne den Text auswendig.

Woher kam diese junge Frau mit dem unüberhörbar texanischen Akzent?

Unbeantworteter Brief an George W. Bush

Alles war von langer Hand geplant, von Margaret Thatcher höchstpersönlich, Jahre vor ihrem Tod. Sie wünschte, dass ihre Enkelin Amanda die zentrale Rolle bei ihrer Trauerfeier übernehmen würde. Amanda war ihre einzige Grosstochter und wurde von ihr regelrecht angebetet, wie die ehemalige Regierungschefin in den neunziger Jahren in einem Interview bekannte. Bilder von Amanda schmückten Thatchers Wohnung. Wenn sie zu Weihnachten jeweils neue Fotos von ihr erhielt, war dies ihr «grösstes Vergnügen», so Thatcher, «schöner als irgendetwas sonst im ganzen Jahr».

Jetzt trug Amanda – Mittelname: Margaret – den Text vor, den ihre Grossmutter für ihren eigenen Abschied ausgesucht hatte: *Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.*

Es sind Verse aus dem Brief des Paulus an die Epheser. Die Referenzen an Thatchers eigene Biografie sind unüberhörbar. Unschwer zu erkennen, wen sie mit den «bösen Geistern» meinte, es waren deren viele, von General Gal-



Thatcher, Sohn Mark (z.v.r), Amanda (vorne), 2004.



«Anläufe des Teufels»: Abdankung in London.

tieri über Arthur Scargill bis Jacques Delors. *Um deswillen ergreifet den Harnisch Gottes, fuhr Amanda fort, «auf dass ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget.»* Keine einfachen Zeilen zum Vortragen sind dies, besonders nicht für einen Teenager und erst recht nicht, wenn die halbe Welt zuschaut. «Man kann nur hoffen, dass Thatchers Grosstochter dieser Aufgabe gewachsen ist», bemerkte die BBC mit blasierter Reserve in ihrer Vorschau zur Trauerfeier.

In der Tat war Amandas Stimme etwas dünn, aber so muss Grossmutter Margaret auch geklungen haben, bevor ihr Sir Laurence Olivier zu Hilfe eilte und in hartem Training die hohen Töne stutzte. Was Amanda an tiefem Timbre fehlte, machte sie mit ihren stahlblauen Augen wett, welchen, leuchtend wie ein Laserschwert, sich kein Trauergast zu entziehen vermochte.

Viel hatte Margaret Thatcher von Amanda nicht gehabt. Sie wuchs zusammen mit ihrem Bruder Michael in Südafrika auf. Die Ehe der Eltern stand nie unter einem guten Stern. Thatchers Sohn Mark war ein Lebemann, der sich als Charmeur fremder Frauen und Autorennfahrer betätigte, während seine Gattin Diane ihre Befriedigung im Bibelstudium suchte. 1984 kam es zum Bruch. Mark war

wegen Beteiligung am Putschversuch einer Söldnertruppe in Äquatorialguinea zu einer bedingten Gefängnisstrafe verurteilt worden. Nach einer Kampfscheidung zog Diane mit den Kindern nach Dallas, Texas.

Amanda war am Boden zerstört. «Sie weinte und weinte», erinnert sich ihre Mutter. Ihr grösster Kummer war, dass ihrem Vater wegen seiner Verurteilung die Einreise in die USA verwehrt war. Im Alter von zwölf Jahren, so berichtet die *Sunday Times*, habe Amanda den damaligen US-Präsidenten George W. Bush um Hilfe gebeten. «Sie wissen, wie teuer Ihnen Ihre Töchter sind?», schrieb sie ihm in einem Brief. «Ich will meinen Daddy zurück in Amerika.» Sie erhielt nie eine Antwort.

Vor dem Sarg Thatchers waren sie endlich vereint, und als Amanda nach vollendeter Rede auf ihren Platz zurückkehrte, flüsterte ihr Vater Mark ins Ohr: «Well done!», wie Lippenleser der britischen Medien sofort herausfanden.

«Erscheinung von St Paul's»

Minuten nach ihrem furchtlosen Tribut war Amanda das meistkommentierte Thema auf Twitter: «Ehrfurcht erbietend», kommentierte einer, «Andächtig!», eine andere. «Hier ist die neue Pippa!», zwitscherte ein Dritter. Der Twitter-Sturm schien Amanda in keiner Weise zu beeindrucken. Woher sie so reden könne, wollte ein Trauergast wissen. «Das», meinte sie kühl, «liegt gewissermassen im Blut».

Mit diesem Satz hatte die Geschichte den Brennstoff, den sie zum Flächenbrand brauchte. Neue Details über die «neue Thatcher» wurden ausgegraben und ventiliert. Eine passionierte Reiterin sei sie und eine talentierte Hürdenläuferin. Konservativ und gläubig erzogen habe man sie. Nach China sei sie gereist und habe in einer christlichen Mission gewirkt. Bereits als Zehnjährige habe sie, statt Gutenachtgeschichten zu hören, lieber mit Oma Maggie über Falkland diskutiert, erzählte ihre Mutter. Dazu passte die Nachricht aus ihrer Highschool in Dallas, wo es hiess, man habe Amanda zu jener Schülerin gewählt, die «am ehesten die Welt verändern kann».

Wem das Herz auf der rechten Seite schlägt, der frohlockt. Just in der Stunde, in der Thatcher-Hasser aufatmen, flackert ein Funken Hoffnung. Dass während Amandas Auftritt angeblich «ein Lichtstrahl die Kathedrale erhellte» (*Sun*), verstehen manche als Zeichen höherer Fügung. Sie sagen der jungen Amanda eine grosse Karriere voraus. Als Nachfolgerin ihrer Grossmutter oder gar als erste Präsidentin der USA.

Der Amanda-Mania tut auch keinen Abbruch, dass sie seit der Trauerfeier niemand mehr gesehen hat. Ebenso wundersam, wie sie aufgetaucht war, ist sie auch wieder verschwunden. «Nur auf Zeit!», geben sich ihre Anhänger gelassen. Seit der «Erscheinung von St Paul's» wissen sie: «Thatcher lebt!» ○



«Gegen Abend gab sich Thatcher bisweilen locker»: Staatsdiener Butler.

«Sie war schrecklich nervös»

Kaum jemand kannte Margaret Thatcher intimer als Baron Robin Butler. Jahrelang war er als Privatsekretär nur einen «Herzschlag» von der Eisernen Lady entfernt. Er sorgte für ihre Garderobe, feilte an ihren Reden und stolperte mit ihr in dunkler Nacht nach Pearl Harbor. Der *Weltwoche* erzählt er, wie er die Grossfigur des 20. Jahrhunderts hinter den Kulissen erlebt hat. *Von Urs Gehriger, Roger Köppel und Andrew Testa (Bild)*

Vor wenigen Stunden sassen Sie in der Trauerfeier für Margaret Thatcher in der Saint Paul's Cathedral. Baron Butler, welche Gedanken gingen Ihnen durch den Kopf, als Ihre langjährige Chefin aufgebahrt vor Ihnen lag?

Gedanken an ihre grossartige Persönlichkeit. In ihren letzten Jahren war sie, durch ihre Demenz, eine zerbrechliche alte Frau geworden. Sie war nicht dazu geboren, wehrlos zu sein. Die von uns, die sie in ihrer Kraft gekannt hatten, waren sehr traurig. Doch in ihrem Fall war der Tod in mancher Hinsicht eine glückliche Erlösung.

Welches Erlebnis lebte bei Ihnen in der Stunde des Abschieds besonders auf?

Eine Erinnerung, welche die Kraft ihres Charakters am besten symbolisiert, war ihre Reaktion nach dem Terroranschlag auf das «Grand Hotel» in Brighton 1984, wo der Parteitag der Tories stattfand. Ich war mit ihr allein im Hotelzimmer, als die Bombe explodierte.

Das war spät in der Nacht?

Es war morgens um 2.54 Uhr. Wie immer vor einem grossen Anlass ignorierte sie ihre Bettruhe und feilte an ihrer Rede. Ich sass ihr gegenüber und hoffte inständig, dass ich bald ins Bett kriechen könne. Dann gab es einen lauten Knall. Das Gebäude bebte, und ich sagte zu mir: «Hier bist du also, allein mit der Premierministerin, jemand versucht, sie in die Luft zu sprengen.» Ich fand, ich müsse etwas Sinnvolles sagen. Es fiel mir aber nichts Gescheiteres ein als: «Ich denke, Sie sollten jetzt nicht ans Fenster treten.»

Was war Thatchers erste Reaktion?

Sie sagte sofort: «Ich muss nach Denis sehen, meinem Mann.» Als sie die Schlafzimmertür öffnete, hörten wir Teile der Decke hinunterfallen. Selbstverständlich hätte ich sagen sollen: «Treten Sie zurück, Premierministerin, Sie sind wertvoll und ich nicht.» Aber da ich strikt nach britischen Anstandsregeln erzogen worden war, wusste ich, dass man nicht zwischen einer Lady und ihrem Schlafzimmer stehen sollte, so liess ich sie eintreten. Zum Glück für mich war es die Badezimmer- und nicht die Schlafzimmertür, die einstürzte.

Niemand von Ihnen wurde verletzt?

Es gelang uns, zu dritt das Hotel unverletzt durch einen Hinterausgang zu verlassen.

Allerdings musste ich noch einmal zurück. Ohne zu wissen, dass das Hotel jederzeit einzustürzen drohte, eilte ich in Thatchers Zimmer, um ihre Papiere und Kleider zu holen. Wenig später erfuhr ich, dass wir 5 Menschen verloren hatten, 31 waren schwer verletzt. Als ich ihr die Schreckensbilanz mitteilte, sagte sie absolut gefasst: «Die Konferenz wird beginnen wie geplant.» Ich entgegnete: «Sicher nicht! Einige Ihrer engsten Kollegen sind tot, andere schwer verletzt.» Sie antwortete: «Dies ist unsere Gelegenheit, zu zeigen, dass Terrorismus die Demokratie nicht besiegen kann.» So trat Thatcher auf die Bühne, Frisur perfekt, Haltung gefasst: «Hier stehen wir, erschüttert, aber nicht entmutigt.» In diesem Moment eroberte sie mein Herz und das der ganzen Nation. Ein Politiker kann sich nie auf alle Eventualitäten vor-

«Es war morgens um 2.54 Uhr. Wie immer vor einem grossen Anlass ignorierte sie ihre Bettruhe.»

bereiten. Seine Grösse zeigt sich erst in der bittersten Stunde.

Was war Ihr erster Eindruck, als Sie in Thatchers Dienst eintraten?

Das war im September 1982, kurz nach dem Falklandkrieg. Als Erstes musste ich sie zur Königin nach Balmoral begleiten, der Sommerresidenz der Queen in Schottland. Mir fiel auf, dass sie perfekt vorbereitet war, sich ausgesprochen respektvoll verhielt, aber sehr formell blieb.

Die Queen und Thatcher sind die beiden überragenden Frauenfiguren der jüngeren Geschichte Grossbritanniens. Gab es Gemeinsamkeiten?

Sie teilten einen überragenden Charakterzug. Beide waren überzeugt, dass die Pflicht zuerst kommt. Bei Thatcher zeigte sich das in Form einer immensen Arbeitsmoral. Den zweiten Auftrag, den ich als ihr Privatsekretär zu erfüllen hatte, war eine Reise nach Asien, wo es mit China die Rückgabe Hongkongs auszuhandeln galt. Ich habe im Flugzeug kaum geschlafen. Beim Zwischenhalt in Tokio freute ich mich auf ein weiches Bett und ein paar Stunden Schlaf. Doch zuerst wollte Thatcher eine Kleinigkeit an ihrer Rede ergänzen, die sie vor japanischen Geschäftsleuten halten sollte.

Welche Kleinigkeit?

Es galt ein Sprichwort auf Japanisch zu finden, das die Rede abrunden sollte. «Ein Sprichwort», dachte ich, «das haben wir im Nu.» Doch keines der Sprichwörter, welche der britische Botschafter in Tokio präsentierte, war Thatcher genehm. Also mussten weitere Sprichwörter gesucht werden. Stunden verstrichen, Mitternacht war längst vorbei, als sie sich endlich zufriedengab. Es war der Butler des Botschafters, der die passenden Worte gefunden hatte.

Wie lauteten sie?

«Der wichtige Teil jeder Reise ist der erste Schritt.»

Das passte auch perfekt zu Ihrer Situation als Thatcher-Novize.

Ja, aber bereits dieser «erste Schritt» setzte mir zu. Als wir auch die nächsten Nächte durcharbeiteten, telefonierte ich meiner Frau und verkündete: «Liebling, ich halte es nicht mehr aus. Wenn ich heimkomme, quittiere ich den Dienst.» Am nächsten Tag begann Thatcher plötzlich die Stimme zu verlieren und erklärte, sie gehe heute einmal früh ins Bett. Da sagte ich mir: Sie ist zwölf Jahre älter als du und schuftet jede Nacht durch – wenn sie das schafft, dann kannst du das auch.

Sie waren während mehr als zwei Jahrzehnten der höchste Staatsdiener. Wie wir aus der Satiresendung «Yes Minister» wissen, ist der persönliche Sekretär des Premiers insgeheim der mächtigste «Politiker» im Königreich. Was genau war Ihre Rolle?

Zuerst muss man wissen, dass der Staatsdienst in Grossbritannien unpolitisch ist. Man ist Söldner für die Armee, die gerade an der Macht ist. Der Privatsekretär ist das Bindeglied zwischen dem Premierminister und allen Ministerien. Ausserdem muss er den Premier in allen Belangen unterstützen, beim Redenschreiben, auf Reisen et cetera.

Haben Sie manchmal auch die Rolle eines Beraters übernommen?

Ja, ich hielt es aber für angebracht, den direkten Zugang zur höchsten Macht nicht auszunutzen.

Fünf Premierministern haben Sie als Privatsekretär gedient. Wie haben Sie das Vertrauen der Mächtigsten gewonnen?

Ich bin ein Rugby-Fanatiker und daher ein Teamplayer. Ausserdem bin ich kein Ideologe. Man weiss selbstverständlich, wie die



«Erschüttert, aber nicht entmutigt»: 1984.

Labour-Leute oder wie Konservative denken, äussert sich aber nicht zu ihren Meinungen. Stattdessen hilft man, Entscheide zu fällen. Dabei gab ich mir Mühe, objektiv zu bleiben; ich überliess es ihnen, meinen Ratschlägen Politik einzupfropfen.

Über die Jahre ist Ihr Erfahrungswert stetig gestiegen. Haben Sie Tony Blair, als er mit 43 Jahren zum Premier gewählt wurde, gezeigt, wie die Dinge in 10 Downing Street laufen?

Bevor er mit mir ins erste Kabinetttreffen ging, fragte Blair: «Robin, wie sprechen wir einander im Kabinett an?» Ich sagte: «Gemäss meiner Erfahrung sind die Konservativen eher formell und sprechen sich mit dem Titel ihrer Ministerien an: <Herr Aussenminister>, <Herr Schatzkanzler> et cetera. Labour-Politiker dagegen sind eher leger und reden sich mit Vornamen an.» Also nahm Blair am Kabinetttisch Platz und sprach den legendären Satz: «Call me Tony!»

Kritiker sagten oft, Thatcher sei distanziert, arrogant und zu selbstsicher gewesen.

Das Gegenteil ist wahr. Es fehlte ihr oft an Selbstbewusstsein. Wenn zum Beispiel ein Besucher zum Tee gebucht war, fragte sie: «Was ist er für ein Typ? Worüber spricht er gerne? Soll ich ihm einen Drink anbieten? Nein, es ist zu früh am Tag. Soll ich ihn in diesen Stuhl setzen? Nein, dann schaut er ins Licht.» Sie war schrecklich nervös.

Bei ihren Auftritten wirkte sie jedoch stets felsenfest. Wie erklären Sie sich diesen scheinbaren Widerspruch?

Hinter ihren Auftritten verbarg sich eine minutiöse Vorbereitung. Sie probte den

Ernstfall bis ins Detail. Vor grossen Auftritten, sagte sie jeweils: «Ich kann keine Rede einstudieren, wenn das Adrenalin nicht fliesst.» Also hat sie das Redenstudium bis zur letzten Minute aufgeschoben, was zur Folge hatte, dass wir ganze Nächte durchwachten und bis fünf Uhr morgens über klitzekleine Details debattierten.

Welche Art Details?

Ob ein «und» ein «aber» sein sollte oder ein «könnte» ein «sollte» und so weiter. Ich war jeweils so erschöpft, dass es mir letztlich völlig egal war, Hauptsache, ich konnte mich endlich aufs Ohr legen.

Sie waren Thatchers wichtigster Coach. Wie gingen Sie vor?

Wenn sie zur Fragestunde im Unterhaus ging, war sie sehr angespannt. Dann versuchte ich, sie zu beruhigen und sagte: «Premierministerin, ich glaube, Sie müssen sich keine Sorgen machen, in diesem und jenem Punkt ist die Regierung nicht angreifbar.» Manchmal, eher selten, war sie etwas schläfrig. Dann sah ich es als meine Aufgabe an, sie etwas aufzustacheln: «Premierministerin, ich glaube, Sie sollten sich noch etwas um diese und jene Frage kümmern.» Ich betrachtete es als meine Pflicht, das Pferd mit genau der richtigen Anzahl Schweissperlen auf den Flanken in die Startbox zu führen.

Hatte Thatchers Unsicherheit damit zu tun, dass sie eine Frau war und keinen aristokratischen Hintergrund hatte?

All das. Sie war sehr klar in ihren Prinzipien, nach denen sie ihr Vater erzogen hatte. Aber sozial war sie viel weniger sicher, als es die Öffentlichkeit meinte. Es war ihr bewusst, dass sie die erste Frau an der Spitze des Staates war, zudem noch in einer konservativen Partei, die sehr männlich und von der Upperclass dominiert war.

War sie egozentrisch, hat sie Macht um ihrer selbst willen angestrebt?

Absolut nicht. Sie war der Sache verbunden.

Was hat sie angetrieben?

Patriotismus. Die lotterige Wirtschaftssituation in den 70er Jahren betrachtete sie als Schande für Grossbritannien. Premier Edward Heath, mein erster Arbeitgeber und wie Thatcher ein Konservativer, war im Krieg aufgewachsen und glaubte, der beste Weg mit Grossbritanniens Wirtschaftsproblemen fertig zu werden, sei ein Konsens zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften.

Ohne Erfolg: Die galoppierende Inflation trug ihn in eine Konfrontation mit einer der mächtigsten Gewerkschaften. Die Energieknappheit bewirkte, dass die Industrie die Drei-Tage-Woche einführen musste.

Heath hat den Dialog gesucht, und ich habe ihn dafür bewundert. Ich hätte es gerne gesehen, wenn die Probleme des Landes durch Konsens gelöst worden wären. Aber es funktionierte nicht. Die Gewerkschaften wollten

Baron Robin Butler

Der 75-Jährige wurde in Oxford ausgebildet und gehört dem britischen Hochadel an. Zwischen 1972 und 1998 amtierte er als «rechte Hand» von fünf Premierministern. Zuerst als Privatsekretär von Edward Heath (1972–1974) und Harold Wilson (1974–1975), dann als Principal Private Secretary von Margaret Thatcher (1982–1985). Danach wurde er Kabinettssekretär während der Amtszeiten von Margaret Thatcher, John Major und Tony Blair. Danach war Butler von 1998 bis 2008 Master des University College in Oxford. 2004 leitete er eine Untersuchung über Geheimdienstaktivitäten vor dem Irakkrieg. Sein Bericht, der als Butler-Report bekannt wurde, kam zum Schluss, dass die Dokumentationen der Nachrichtendienste über den irakischen Besitz von Massenvernichtungswaffen schwere Mängel aufwiesen. (geh)

nicht mit der Regierung zusammenarbeiten. Das hat Thatcher in ihrer harten Haltung gegenüber den Bergarbeitern bestärkt. **Zwei Sätze an die Adresse ihrer Gegner stehen als Sinnbild für Thatchers Entschlossenheit: «You turn if you want to. The Lady's not for turning» («Ihr könnt umkehren, wenn ihr wollt. Die Dame macht nicht kehrt.») – Wie ist das Schlüsselzitat entstanden?**

Zu ihren Redenschreibern gehörte Ronnie Millar, ein Dramatiker, er hat diesen Satz erfunden wie viele andere legendäre Thatcher-Sprüche auch. War eine Rede einmal geschrieben, wurde sie «ronniesiert», wie Thatcher sagte. Ronnie hatte den Auftrag, die Rede mit Schlüsselzätzen aufzupolieren, die allen in Erinnerung bleiben würden. Bemerkenswert dabei ist: Thatcher selbst war in vieler Hinsicht sehr unschuldig.

Unschuldig?

Oft hat sie die Pointe nicht verstanden. Sie fragte: «Was meinst du mit <The Lady's not for turning>?» – Man musste ihr erklären, dass der Satz eine Anspielung war auf ein bekanntes Stück mit dem Titel: «The Lady's Not for Burning» [«Die Dame ist nicht fürs Feuer», von Christopher Fry 1948 geschrieben, Anm. Red.]. Oft musste man sie überreden, eine Pointe in ihre Rede einbauen zu lassen. Sie hatte keinen grossen Sinn für Humor. Einmal war sie vor einer Parteiversammlung sehr nervös. Einer ihrer Berater wollte sie auflockern und sagte: «Margaret, a piece of cake!» [ein Kinderspiel]. Sie antwortete: «Nein, mein Lieber, nicht jetzt.»

Wie war ihre Art, das Männerkabinett zu führen?

Sie hatte die Akten immer sehr genau studiert und verkündete im Voraus, was die

Schlussfolgerungen sein müssen. Die meisten sagten dann in der Regel: «Ja, Premierministerin, Sie haben recht.» Wer mutig war, widersprach und sagte: «Nein, ich glaube, Sie irren sich.»

Hat sie Widerspruch angeregt?

Sie respektierte Leute mit einer anderen Meinung, solange sie auf ihrer Seite standen und konstruktiv waren. Um von ihr akzeptiert zu werden, musste man einen guten Streit haben mit ihr. Sie mochte nichts mehr als einen verbalen Schlagabtausch. Doch sie gab nie zu, dass man sie überzeugt hatte.

Was verabscheute sie am meisten?

Sie hasste nichts mehr, als wenn jemand sagte: «Ich vermute». Mit herrischem Ton sagte sie dann jeweils: «Wissen Sie es oder wissen Sie es nicht?»

War sie eine gute Zuhörerin?

Ja, sie konnte zuhören, während sie sprach, aber oft setzte sie ihre Meinung dennoch durch. Sie war überzeugt, dass die beste Verteidigung der Angriff war. Nach meinem Austritt aus dem Staatsdienst wurde ich Master am University College in Oxford. Als Thatcher demissionierte, lud ich sie nach Oxford ein, wo sie eine Rede vor Studenten hielt. Dort sagte sie, eine ihrer Sorgen für die nächste Generation sei die Zahl «illegitimer» Kinder. In der Frage-

runde meinte ein Student: «Denken Sie nicht, dass es etwas unfair ist, ein Kind, das unehelich geboren wurde, ein Leben lang als «illegitim» zu bezeichnen?» – «Wie würden denn Sie solche Kinder nennen?», entgegnete sie. «Ich wüsste ein anderes Wort» – sie dachte an «Bastard» –, «aber das wäre noch schlimmer.» Am Abend nach dem Dinner hatten wir einen Whisky in der Masters Lodge, als sie mitten in der Konversation

«Sie hasste nichts mehr,
als wenn jemand sagte:
«Ich vermute».»

plötzlich sagte: «Weisst du, Robin, dieser junge Mann, der mir die Frage über das Wort illegitim stellte – er hatte nicht ganz unrecht, nicht wahr?» – Ich wette, sie hat das Wort «illegitim» danach nie mehr gebraucht. Auf Widerstand reagierte sie abrupt und entgegnete sofort etwas darauf, doch oft dachte sie später über ihre Worte nach. Und sie war bereit, zu lernen und sich zu ändern, wenn sie von einer Sache überzeugt war.

War sie ein loyaler Boss?

Absolut. Das war auf eine Art die Essenz ihrer Führung. Wenn sie wusste, dass du dein Bestes für sie gibst, wenn sie wusste,

dass du Teil ihrer «Familie» warst, stand sie bedingungslos zu dir, egal, welchen Fehler du machen würdest.

Welcher der vier anderen Premiers, für die Sie gearbeitet haben, hatte ähnliche Qualitäten?

Ich wurde von allen gut behandelt. Was die Loyalität anbetrifft, wäre ich mir allerdings nicht bei allen so sicher, dass sie im Fall eines Fehlers wirklich zu mir gestanden hätten. Bei Thatcher wusste man immer, was ihre Prinzipien waren, und man konnte sich darauf verlassen.

Das spürten auch ihre Feinde.

Thatcher machte keinen Hehl aus ihren Prinzipien und vertrat sie direkt. Ein Mann wie Gorbatschow begriff sofort, dass es ihr nicht um diplomatisches Geplänkel ging. Sie sagte ihm, was sie dachte. Deshalb respektierte er sie. Auch die streikenden Bergwerksarbeiter wussten, dass sie nicht zurückweichen würde. Hätte Thatcher gezauert, hätten sie Schwäche gewittert und diese sofort ausgeschlachtet. So ist Streikführer Arthur Scargill unter ihrer Härte zerbrochen. Dasselbe Muster zeigte sich im Nordirlandkonflikt, wo Gefangene durch Hungerstreik als politische Häftlinge anerkannt werden wollten. «Ich hoffe, dass sie nicht sterben, doch wenn sie sterben, ist es ihre Wahl», hat Thatcher gesagt. Sie gab

ALWAYS ON TARGET !



SWISS MILITARY
HANOWA



Navigator

Ref. 6-5007.04.007

Gehäuse und Band aus Edelstahl

Chrono- und Alarmpunktionen

wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)

Swiss Made





«Sie hat ihren Machtverlust nie verkraftet»: Thatcher, Kabinettsmitglieder, Butler (rechts oben), 1990.

nicht nach, und tatsächlich haben sich einige zu Tode gehungert.

Keinem anderen Premierminister des 20. Jahrhunderts schwappte so viel Hass entgegen wie Margaret Thatcher. Wie ging sie damit um?

Sie las nie die Zeitung. Und schon gar nicht Artikel über sich selbst. Schauten wir fern, und nach ein paar internationalen Nachrichten kam ein Beitrag über sie, schaltete sie immer den Apparat ab. Sie wollte sich nicht selbst sehen.

Frauen reagieren oft irritiert, wenn man sie aufgrund von Äusserlichkeiten kritisiert. War das bei Thatcher auch so?

In dieser Hinsicht war sie eine typische Frau. Wenn man ihre Kleider oder ihr soziales Verhalten kritisierte, war sie sehr eingeschnappt und betrübt. Politische Kritik dagegen machte ihr nichts aus, solange sie überzeugt war, dass sie im Recht war.

Wie haben Männer auf die resolute Frau reagiert?

Wer sie nicht kannte, tendierte dazu, sie zu unterschätzen, und machte verhängnisvolle Fehler. Im Herbst 1984 waren wir auf der Heimreise von China, als sie sich entschloss, Ronald Reagan, der eben die Wiederwahl geschafft hatte, einen Besuch abzustatten. Um 5 Uhr morgens machten wir einen Zwischenhalt in Honolulu. Während das Flugzeug neu auftankte, äusserte Thatcher den Wunsch, Pearl Harbor zu besichtigen. Die Amerikaner winkten ab. Um die historische Stätte zu besuchen, müsste sie den Flughafen verlassen und rund um das ganze Areal fahren, leider sei dafür die Zeit zu knapp. Dann machten die Amerikaner einen fatalen Fehler, den ich bei

Männern oft beobachtet habe: Sie sagten einen Satz zu viel.

Wie lautete der Satz?

Sie sagten: «Eigentlich ist es sehr schade, denn Pearl Harbor liegt gleich auf der anderen Seite des Rollfeldes.» Thatchers Augen glänzten. «Wunderbar, ich habe eine Taschenlampe in meiner Handtasche» – seit dem Bombenanschlag von Brighton trug sie immer eine Taschenlampe auf sich –, «gehen wir!» – Und los stolperten wir in der Dunkelheit. Just zum Morgengrauen erreichten wir die Gedenkstätte, wo sie die von Japanern zerbombten Schiffswracks bewunderte und zufrieden zurück in den Flieger eilte.

«Wer sie nicht kannte, tendierte dazu, sie zu unterschätzen, und machte verhängnisvolle Fehler.»

Gab es Situationen, in denen sie die Formalitäten ignorierte?

10 Downing Street, der Regierungssitz, ist kein grosses Haus. Es herrscht eine sehr intime und persönliche Atmosphäre. Gegenüber ihrer engen Entourage gab sie sich bisweilen locker, in der Regel gegen Abend. Sie gönnte sich einen Whisky und konnte ziemlich weiblich kokett sein, streifte die Schuhe ab und zog die Beine auf dem Sofa hoch.

Hatte sie Hobbys?

Nein, vielleicht Hausarbeiten, die Wohnung dekorieren, aber ich glaube nicht, dass sie es oft getan hat. Sie las auch keine Bücher, war aber immer interessiert an neuen Ideen und Diskussionen.

Welcher andere Premier kam Thatchers starkem Willen nahe?

Niemand. Edward Heaths Entschlossenheit war selektiv, sie zeigte sich vor allem beim Thema Europa, zum Beispiel 1972, als er gegen alle Widerstände den EG-Beitritt Grossbritanniens durchsetzte. Harold Wilson war ein höchst talentierter politischer Taktiker. John Major war der beste Unterhändler von allen, denn er hatte die Gabe, von allen zu wissen, was sie aus den Verhandlungen heimbringen wollten und daraus den besten Kompromiss zu finden.

Und Blair, der Bill Clinton in einen Bodenkrieg auf dem Balkan drängte und später mit den USA im Irak einmarschierte?

Tony Blair war der beste politische Verkäufer. Aber was den eisernen Willen anbelangt, konnte es kein anderer «meiner» Premiers mit Thatcher aufnehmen.

Thatchers Fall hatte etwas von einem Shakespeare-Drama. Haben Sie ihr Ende kommen sehen?

Ja. Man spürte, dass es Ärger gab. Sie sprach nicht mehr mit Aussenminister Geoffrey Howe und Finanzminister Nigel Lawson. Sie hatte jede Schlacht gewonnen und wurde zunehmend diktatorisch. Sie war zu müde geworden, um zu debattieren, und sie zeigte es. Sie begann auch, früher zu Bett zu gehen.

Hatten Sie noch oft Kontakt miteinander nach Thatchers Rücktritt?

Wir haben uns bei Anlässen regelmässig getroffen, wo man mich oft neben ihr platziert hat. Die Organisatoren haben wohl gedacht: «Hier ist einer, der mit diesem Tiger umzugehen weiss.» Ab und zu gelang es mir, sie etwas aufzuheitern, denn im Ruhestand war sie keine glückliche Person. Sie hat ihren Machtverlust nie verkraftet.

Was war die letzte politische Diskussion mit ihr, an die Sie sich erinnern können?

Vor ein paar Jahren habe ich sie nach Oxford eingeladen, da hatten ihre geistigen Kräfte bereits nachgelassen. Ich war Master des University College, und sie fragte mich: «Robin, wie geht es der Universität?» – «Ach», sagte ich, «die Regierung gibt uns nicht genug Geld.» Thatchers Augen blitzten auf: «Gut so! Das sollte sie auch nicht.»

Welches betrachten Sie als Thatchers grösstes Vermächtnis?

Sie hat die Briten überzeugt, dass es nichts gratis gibt. Die soziale Wohlfahrt war ihr wichtig, aber man musste sie bezahlen können, und dafür musste man arbeiten.

In der aktuellen Krise scheint der Ruf nach einer neuen Thatcher zu erstarken. In einer landesweiten Umfrage nach ihrem Tod wurde sie zur fähigsten Premierministerin gekürt, deutlich vor Tony Blair.

Ja, die Leute haben ein Verlangen nach starken Prinzipien. Aber wenn es darum geht, die Konsequenzen der eisernen Politik zu tragen, beginnt das Klagen. ○



1955

Zu Besuch bei Thomas Mann

Am Vorabend seines 80. Geburtstags traf die *Weltwoche* den grossen Schriftsteller in seiner Villa in Kilchberg ZH. Mann war unrasiert und besass für den Autor «einen Zug ins Waldschratthafte».
Von Manuel Gasser

Die Maler des Mittelalters pflegten, wenn sie den studierfreudigen und schreibgewaltigen Hieronymus abbildeten, auf das «Gehäus», die Werkstube des Büsserheiligen, ebensoviel Sorgfalt zu verwenden wie auf ihn selbst. So sei es auch mir gestattet, der Beschreibung des achtzigjährigen Thomas Mann diejenige seiner Behausung voranzuschicken und auch Nico, den schwarzen Pudel nicht auszulassen, der – um im Bilde zu bleiben – hier die Rolle des legendären Löwen spielt. Ein zutraulicher Löwe allerdings, der nicht meditierend in der Ecke liegt, sich vielmehr ständig um seinen Herrn bemüht und durch Pfotenstösse und Blicke um die Erlaubnis bittet, seine Kunststücke zeigen zu dürfen.

Doch zurück zum Gehäus. Es steht an der Alten Landstrasse in Kilchberg, linkerhand, wenn man von Zürich kommt, und an einer Stelle, wo der Hang sehr steil zum See abfällt. Ein behagliches zweistöckiges Haus mit ausgebautem Dachgeschoss, eine Villa, wenn man will, nicht zu gross, nicht zu klein, mit prächtigem Ausblick auf die Stadt und die Berge und einem Garten, dessen Abschüssigkeit immerhin ein Rasenplatz mit Schattenlinde abgewonnen wurde. [...]

Im Rücken des am Schreibtisch Sitzenden erhebt sich die Bücherwand, die wenig Einzelbände enthält, so dass die verschiedenen Werkgruppen sich ausnehmen wie die braunen, grauen, dunkelroten und grünlichen Quadern einer willkürlich geschichteten Zyklopenmauer.

Tritt man näher, liest man die Namen auf den Bücherrücken, so verdichtet sich der Eindruck des Lapidaren, Einfach-Eindrücklichen noch: ein Block Goethe, ein Block Schopenhauer, darüber der ganze Nietzsche und ein gewichtiges Konvolut Wagner-Literatur. Dann der ganze Schiller, der ganze Heine, Platen, Hölderlin, Novalis, Lenz, die Bibel lateinisch, Shakespeare im Urtext – das sind die Quadern dieser Trutzmauer, die, stünde sie anderswo, vielleicht ein blosser Prahlbau, totes Gemäuer wäre. Aber hier! Wohl ein Drittel einer langen, ohne Pause geleisteten Lebensarbeit wurde darauf verwandt, das Gold, das in diesen Geist-Blöcken schlummert, zu schürfen, und neben jedem dieser Gesamtwerke sieht man im Geist einen Rechenschaftsbericht ihres Besitzers stehen, ein

Vorwort, einen Essai, einen bandstarken Kommentar oder gar eine fabulierlustige Ausweitung und Ausspinnung wie bei der «Lotte in Weimar»...

Der Hausherr unterbricht eintretend diese Überlegungen vor der Bücherwand. Er betritt das Arbeitszimmer mit ungemein flinken, geschmeidigen Bewegungen, mit einer Allüre, die sehr im Gegensatz steht zu der Vorstellung zwar weltläufiger, aber etwas steifer Würde, welche die Photographien des Dichters gemeinhin vermitteln.



«Ganz verwahrlost»: Autor Mann in Kilchberg.

Vor zwanzig, vor zehn, ja noch vor weniger Jahren allerdings hätten diese Photographien der Wirklichkeit weitgehend entsprochen. Der Dichter brachte damals in Haltung, Mienenspiel und Gesprächston eine Kühle und Distanz zum Ausdruck, die man seiner lübeckisch-patrizischen Abkunft zuschrieb und die mehr als einen Besucher mit leiser Enttäuschung sagen liess, der Verfasser des «Tonio Kröger» wirke wie ein hoher Beamter oder Grosskaufmann und von jenem Humor, der im Werk auf jeder Seite rumore, sei seinem Gebaren und Gespräch wenig anzumerken.

Könnten die, die so sprechen, Thomas Mann in diesem Augenblick sehen und hören! Gar nicht etwa verlegen, sondern mit einer Art heimlichen Triumphes sagt er zur Begrüssung: «Entschuldigen Sie – ich bin nicht rasiert und ganz verwahrlost!»

Mit der Verwahrlosung war es nicht weit her. Der hellgraue Flanellanzug mochte etwas salopp sitzen, war aber von bestem Schnitt und wirkte, zusammen mit dem weichen königsblauen Seidenschlips, ausgesprochen elegant. Aber unrasiert war er in der Tat. Stoppeln, die dem Achtzigjährigen immer noch nicht weiss, sondern höchstens etwas farblos spriessen, bedeckten Kinn und Wangen und gaben dem Humorigen, das aus dem behenden Auftritt und dem Ton der Begrüssung sprach, einen Zug ins Waldschratthafte – etwas vom grossen Pan, der alt und hager geworden ist, aber genau weiss, welche Macht er über die Menschen hat, so dass er auf jede Pose getrost verzichten kann.

Und der auch darauf verzichtet. Nicht aus Gleichgültigkeit allerdings (denn was wäre unvereinbarer als Thomas Mann und Gleichgültigkeit?!), sondern aus dem Bedürfnis des grossen, alten Künstlers, die schwierigsten und subtilsten Dinge auf die einfachste und direkteste Art auszusagen. Mit andern Worten: Der Dichter hat den Altersstil auf die Umgangsformen übertragen.

Ist es aber angängig, eine Art, sich zu geben, die alle Anzeichen und Vorzüge der Jugendlichkeit hat, mit Altersstil zu bezeichnen? Nun, eine Analyse dieses Lebenswerkes, das am 6. Juni seine Apotheose erleben wird, ergäbe wohl, dass es in seinen Anfängen am gravitätischsten war und dann von Buch zu Buch immer freier, kühner, humorvoller – mit einem Wort: immer jugendlicher wurde. Darf es da verwundern, wenn auch sein Autor in Erscheinung und Gebaren diesen Verjüngungsprozess mitmacht? Wenn er beim Abschied mit dem Unterton diebischer Freude ironisch-pathetisch ausruft: «Auf Wiedersehen auf dem Felde der Ehre!», und damit jene Geburtstagsfeiern meint, die Behörden und gelehrte Körperschaften in diesen Tagen mit so viel Eifer und tiefem Ernst vorbereiten?

Der Artikel erschien am 3. Juni 1955 in der *Weltwoche*.



Mode als Wünschelrute des Zeitgeists: Inszenierung des spanischen Fotografen Eugenio Recuenco für Yo Dona, 2009.



Sue im Bad

Von Daniele Muscionico

Lassen wir die erste Frage unbeantwortet: Wem gehört dieser Traum? Einem vom Frühlingsputz enervierten Menschen vielleicht? Einem lüsternen Fotografen? Einem Hotelbediensteten, der sich schon immer wünschte, während der Zimmerstunde in einem der Flure eine solche Schaum-Schöne anzutreffen? Abgesehen von der nächsten Frage, in welchem Zwischenraum man sich hier denn befinde: Die Vorlage für den Badespass, das weltberühmte Gemälde «Susanna im Bade», gibt es in mehreren Variationen, von Rubens, Rembrandt oder von Franz von Stuck. Allein Tintoretto hat fünf Fassungen hinterlassen. Die Geschichte aus dem Alten Testament – der frommen Susanna wird übel mitgespielt, und zwar mit mehr als Herrenwitzen – war für Künstler aller Zeiten stets ein legitimer Grund, einen Akt darzustellen.

Das hier ist die Studio-Variante des Modefotografen Eugenio Recuenco. Der heissbegehrte Spanier arbeitet für Zeitschriften wie *Vogue*, *Mundo* oder Luxusmarken wie Chanel, in Cannes wurde er schon mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet. Das Besondere an seinen Bildern ist sein malerischer Stil – Recuenco ist ein Almodóvar, in Gothic getunkt. Wer ihn als Modefotografen verpasst hat, kennt ihn als Szenografen eines Musikvideos, das er aktuell für die deutsche Rockband Rammstein inszenierte: «Mein Herz brennt».

Seine Susanna ist eine Sue, und ihr Blick fordert vom Betrachter, sich auf der Stelle auszuziehen und sich mit ihr in die Brühe zu legen. Einfach dazustehen und moralisch mit der Zunge zu schnalzen – wie in der Renaissance bei Rubens –, das gilt hier nicht mehr. Entweder – oder.

Ist das Kunst, oder doch bloss Modefotografie, Mittel zum Zweck also? Der Bildband «New Fashion Photography» des renommierten englischen Art-Directors Paul Sloman stellt die Fotografen vor, die aktuell den Ton angeben. Was sie verbindet, ist ihr Geschick, Mode als Kunstform und damit als Wünschelrute des Zeitgeists zu inszenieren. Sie lichten nicht die Beschaffenheit von Kleidungsstücken ab, sondern entwerfen visuelle Poesie: exzentrisch, erotisch, mal farbenfroh, mal melodramatisch wie in den aufwendig komponierten Bildergeschichten eines Eugenio Recuenco, der seine Mannequins in die Szenerie berühmter Historienbilder stellt.

Mode verkauft Träume. Und wo es nichts zu verkaufen gibt? Da fällt auch die Moral von der Geschichte ins Wasser.

New Fashion Photography. Prestel.
Ausstellung in der Galerie Contributed, Strausberger Platz 16, Berlin. Bis 18. Mai

Belletristik

- 1 (–) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 2 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 3 (–) **Viveca Sten**: Mörderische Schärenächte (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (2) **Christian Schmid**: Blas mer i d Schue (*Cosmos*)
- 5 (3) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin (*Blanvalet*)
- 6 (4) **Eveline Hasler**: Mit dem letzten Schiff (*Nagel & Kimche*)
- 7 (5) **Franz Hohler**: Der Geisterfahrer (*Luchterhand*)
- 8 (–) **Martin Walker**: Femme fatale (*Diogenes*)
- 9 (7) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-Dekret (*DTV*)
- 10 (6) **Dora Heldt**: Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen! (*DTV*)

Sachbücher

- 1 (–) **Wilfried Meichtry**: Mani Matter (*Nagel & Kimche*)
- 2 (1) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 3 (3) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (5) **Isabelle Neulinger**: Meinen Sohn bekommt ihr nie (*Nagel & Kimche*)
- 5 (4) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 6 (7) **Joshua Clark, Mark Lauren**: Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 7 (10) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 8 (–) **Attila Hildmann**: Vegan for Fit. (*Becker-Joest-Volk*)
- 9 (6) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 10 (–) **Jamie Purviance**: Weber's Grillbibel am meisten bereuen (*Arkana*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Nationalmaler

Letzte Woche kreuzten SVP-Nationalrat Christoph Blocher und «Literaturclub»-Moderator Stefan Zweifel in der Fondation Beyeler die Klängen. Andere Podiumsteilnehmer kamen kaum zu Wort. Mit dem Vorsatz, Blocher entgegenzutreten, gab Zweifel seiner Verachtung gegenüber den Schweizer Mythen wie Berge, Tell et cetera Ausdruck. «Diese Mythen sind alles rechte Mythen», sagte er. Zum Glück komme Hodler in der Ausstellung von seinem Image als «Nationalmaler» los, man könne hier endlich den anderen, weltoffenen Hodler kennenlernen. Der erwartete Widerspruch Blochers blieb zu Zweifels Überraschung aus: «Hodler als «Nationalmaler» zu bezeichnen, wäre eine Herabwürdigung des Künstlers.» (rb)

Raus aus der Enge

Jahrzehntelang galt José Saramagos «Claraboia» als verschollen. Jetzt erscheint der Roman des portugiesischen Nobelpreisträgers auf Deutsch. Von Hans-Peter Kunisch



«Jetzt nicht»: Schriftsteller Saramago.

Bekannt wurde Saramago mit seinem 1980 erschienenen Roman «Hoffnung im Alentejo». Der damals schon 58-jährige Journalist hatte sich monatelang in Lavre aufgehalten, einem Dorf im Hinterland Lissabons. In seinem teils fiktiven, teils dokumentarischen Buch beschrieb er das Leben der Landarbeiter, das sich über Jahrhunderte kaum verändert hatte. Erst die Nelkenrevolution, die 1974 die Diktatur Salazar beendete, markierte eine Zäsur.

Saramago, Sohn von Landarbeitern, galt sofort als ihr authentischer Chronist. Doch was hatte der plötzlich Gefeierte seit seiner Erstlingsnovelle «Die Witwe», die dreissig Jahre zuvor erschienen war, geschrieben? Hatte der ausgebildete Schlosser, der inzwischen französische Literatur von Baudelaire bis Maupassant übersetzte, drei Jahrzehnte Prosa-Pause eingelegt?

Beinahe. Als Saramago seinem Verleger 1952 das Manuskript von «Claraboia», seinem ersten Roman, schickte, erhielt er keine Antwort, nichts. Es war nicht die Zeit der Sicherungskopien, und der stolze Saramago fragte nicht nach. Er schwieg und stellte sein Leben für Jahrzehnte um.

Wie gekränkt Saramago war, zeigte sich siebenundvierzig Jahre später. Ein Anruf: Sofort verabschiedete sich der frischgebackene Nobelpreisträger von seiner Gesprächspartnerin, holte

das Manuskript, das beim Umzug des Verlags gefunden worden war, persönlich ab, doch die weihevollte Bitte, es jetzt veröffentlichen zu dürfen («Es wäre uns eine Ehre»), lehnte er ohne Begründung ab: «Jetzt nicht.» Zu Lebzeiten solle das Buch nicht erscheinen. Nicht die damalige Ablehnung habe ihn wütend gemacht, sagen Freunde, sondern die maulfaule Arroganz des Verlags einem jungen, unsicheren Schriftsteller gegenüber, der Mangel an Respekt.

Die eine küsst die andere

Jetzt ist «Claraboia» da. Keine Geschichte aus dem Hinterland, sondern ein Stadroman, aber die einfachen Leute faszinierten schon den jungen Autor, der eines der typischen Erzählmuster der klassischen Moderne wählte: ein Mietshaus in einem Kleinbürgerviertel, das ein enges Neben- und Übereinander der Lebensschicksale garantiert.

Am Anfang scheint alles in Ordnung. Silvestre, der alte Schuster aus dem Erdgeschoss, muss «Vorderkappen flicken», das braucht seine Aufmerksamkeit, wenn er nicht Adriana, ein spätes Mädchen aus dem zweiten Stock, beobachtet und findet, sie sehe aus «wie ein schlecht zusammengebundener Sack». Adrianas Mutter und Tante schimpfen währenddessen über die Kohle, die «nur aus Erde» bestehe.

Nach einiger Zeit beginnt die Idylle der rauen Einfachheit zu bröckeln. Die Hölle, deutet Saramago, frei nach Sartre, an, sind die anderen: Der hässliche Drucker betrügt seine Frau. Ein Ehepaar streitet sich vor dem sechsjährigen Sohn, der leidet, und die Angestellten-tochter freundet sich mit Lúdia an, einer Mittdreissigerin, die sich von einem Geschäftsmann aushalten lässt – bis die Jüngere an der Reihe ist. Raus aus der Enge, Freiheit, ist der existenzialistische Wunsch aller. Adriana und ihre Schwester finden keinen Mann, flüchten in klassische Musik und erschrecken, weil die eine in einer schwülen Nacht die andere küsst. Abel, ein Untermieter, ist ein Selbstporträt Saramagos. Der Schuster hält ihn zuerst für einen Geheimpolizisten des Regimes.

Kann sein, dass es die Verstösse gegen die bigotte Moral und die politischen Zwänge der portugiesischen fünfziger Jahre sind, die den Verleger das Manuskript zur Seite legen liessen. Heute wirken sie harmlos und echt, und die einfache, unideologische Sprache Saramagos passt hervorragend.

José Saramago: Claraboia oder Wo das Licht einfällt. Hoffmann und Campe. 349 S., Fr. 36.90

Mit Papa in den Ferien

Friedrich Dürrenmatt erschuf für seine Kinder ein wunderschönes Höllen-Paradies. *Von Rico Bandle*



Dürrenmatts Zauberwelt: «Kinder-Höllen-Paradies», 1956.

Der Inbegriff des fürsorglichen Vaters war der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt nicht gerade. Er arbeitete viel, zog sich lange zurück, wollte meist in Ruhe gelassen werden, vor allem auch von seinen Kindern. Zeit für das Familienleben blieb nur wenig. Sosehr er die Ehe hochhielt, seine erste Frau, die Schauspielerin Lotti Geissler, fühlte sich im Alltag oft alleingelassen. Die Arbeit ging bei dem aufstrebenden Autor vor.

Das Privatleben ist in Dürrenmatts Texten fast nie ein Thema, entsprechend wenig ist bekannt darüber – zumal auch die Familienmitglieder wenig erzählten. Und so ist es eine kleine Überraschung, wenn nun Dürrenmatts jüngste Tochter, Ruth, ein Buch mit Bildern herausgibt, die der Vater in den Ferien liebevoll für seine Kinder gemalt hat.

Es sind fantastische Bilder, mit denen der Vater an Schlechtwettertagen Peter, Barbara und Ruth unterhalten hat. Dürrenmatt sass am grossen Tisch in Sainte-Maxime, einer kleinen Stadt in Südfrankreich, die Kinder setzten sich neben ihn, schauten gebannt zu, wie er malte und dazu Geschichten erzählte. «Wie ein Zauberer zauberte er eine Welt hervor, die nur uns drei Kindern gehörte», schreibt Ruth Dürrenmatt.

Die Bildergeschichten handeln von «Peterli», «Baba» und «Ruthli», die in einer farbenfrohen Fantasiewelt voller Ungeheuer, Flugzeuge,

Indianer, Ritter, Meereswesen und mythischer Gestalten verrückte Abenteuer erleben. Auffallend sind die schwarzpädagogischen Anspielungen: Auf dem ersten Bild fliegt ein mit «Peterli» und «Baba» angeschriebenes Flugzeug davon – «Ruthli», damals fünf Jahre alt, bleibt zurück, «da ich meinen Brei nicht aufgegessen habe», wie die mittlerweile 61 Jahre alte Dürrenmatt-Tochter in den Erläuterungen schreibt. Auf einem anderen Bild zeichnete Dürrenmatt ein «Kinder-Höllen-Paradies»: eine Weltkugel, bei der auf der einen Seite die Teufel sich der «Buben, die weinen», annehmen, auf der anderen die «Mädchen, die allein nicht essen».

Entstanden sind die Bilder an Ostern 1956, also drei Monate nach der triumphalen Uraufführung von Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» im Zürcher Schauspielhaus, die den internationalen Durchbruch des Schriftstellers bedeutete. Nach dem enormen Erfolg und dem Rummel um seine Person erscheint es geradezu rührend, wie sich der Autor in den Ferien um die Kinder kümmerte.

Das grossformatige Buch ist angereichert mit Erinnerungen von Ruth Dürrenmatt sowie einer Geschichte zu den Bildern, die sie neu erfunden hat.

Friedrich Dürrenmatt: Bildergeschichte. Hrsg. vom Centre Dürrenmatt, Neuenburg. Verlag Passage Piétons.

Reise ans Ende der «Winterreise»

Von Peter Rüedi

Sie ist jung, blond, schön, begabt, und ihrer Stimme ist anzuhören, dass ihre bevorzugte Jazzsängerin Billie Holiday ist. Etwas von der «abgefeimten Kindlichkeit» im Timbre der Lady schwingt von Beginn weg in ihren Songs. Bei denen fallen zuerst die fabelhaften *changes* auf, und dann die ungewöhnlichen *lyrics*: Von amerikanischen *ballads*, übersetzen wir die uns im Kopf, bleibt doch meist nur ein süßes Nichts, das wir wie billigen Zuckerersatz gar nicht mehr von der Zunge kriegen. «As a stranger I arrived, as a stranger I shall leave», das klingt doch gleich anders. Klar: Ist ja auch von Wilhelm Müller, sorry: «Will mülleR», und den *tune* schrieb «berT», was zusammen mit dem Pseudonym des Pianisten und Arrangeurs («shoE») «shoEberT» ergibt.

«Gone Too Far», diese Folge von zwölf locker und raffiniert hingezirkelten, mit schönen Saxofon- und Pianosoli durchwirkten Songs, ist, wer sagt's denn, eine Auswahl aus Schuberts «Winterreise». Kann man das? Ausgerechnet diesen Moll gestimmten, von Melancholie bis zu winterstarrer Verzweiflung gespannten Liedzyklus angehen wie, sagen wir: «Body and Soul»? Man kann, wenn man's kann. Lia Pale musikalischer Direktor «shoE» hat als Mathias Rüegg schon vor zwanzig Jahren fünf Lieder aus der Winterreise überzeugend in ein anderes Idiom übersetzt, damals für einen grösseren orchestralen Verband namens Vienna Art Orchestra. «European Songbook» hiess 1993 eine CD, «inspired by Verdi, Wagner & Schubert». Das VAO ist nicht mehr. Die real existierenden Verhältnisse haben unseren Mann in Wien seines Instruments beraubt, des Orchesters, uns dafür einen Pianisten geschenkt: kein Ersatz, aber mehr als ein schwacher Trost.

Was diesem Jazz-Trip ans Ende der «Winterreise» jede Frivolität nimmt, uns in der scheinbaren Beiläufigkeit die Devotionalien neu hören lässt (*out of* Fischer-Dieskau, sozusagen), ist ein eigenes Taktgefühl. Pale/Rüegg (und mit ihnen der wunderbare Harry Sokal) halten genau die Mitte zwischen Respekt und Entspannung. Sie beuten den Alten nicht aus. Sie legen ihn uns ans Herz.



Lia Pale: Gone Too Far. Emarcy/Universal 060253729661 3

Top 10

Knorr's Liste

1	Beyond the Hills Regie: Cristian Mungiu	★★★★★
2	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
3	Ginger & Rosa Regie: Sally Potter	★★★★☆
4	A Late Quartet Regie: Yaron Zilberman	★★★★☆
5	No Regie: Pablo Larraín	★★★★☆
6	Kon-Tiki Regie: J. Ronning / E. Sandberg	★★★★☆
7	Paradies: Liebe Regie: Ulrich Seidl	★★★★☆
8	Dead Man Down Regie: Niels Arden Oplev	★★★★☆
9	Broken City Regie: Allen Hughes	★★★☆☆
10	Los amantes pasajeros Regie: Pedro Almodóvar	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (1)	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	18 168
2 (2)	The Croods (3-D) Regie: Kirk De Micco	16 111
3 (-)	I Give It a Year Regie: Dan Mazer	13 459
4 (-)	Broken City Regie: Allen Hughes	8517
5 (-)	Los amantes pasajeros Regie: Pedro Almodóvar	8463
6 (-)	Mama Regie: Andrés Muschietti	7999
7 (3)	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	7415
8 (4)	Identity Thief Regie: Seth Gordon	5174
9 (5)	G. I. Joe: Retaliation (3-D) Regie: Jon M. Chu	4485
10 (-)	Kon-Tiki Regie: Joachim Rønning	4066

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Cloud Atlas (Ascot Elite)
2 (2)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
3 (1)	Game of Thrones, 2. Staffel (Warner)
4 (-)	Silent Hill: Revelation (Ascot Elite)
5 (3)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
6 (-)	End of Watch (Universal)
7 (-)	Anna Karenina (Universal)
8 (7)	The Man with Iron Fists (Universal)
9 (6)	Skyfall (Fox)
10 (4)	Dredd (Impuls)

Quelle: Media Control



Magnetische Kraft: Clay (Ron Perlman) und Jax (Charlie Hunnam) in «Sons of Anarchy».

TV-Serien

Easy-Rider-Prinz

Die legendäre Rocker-Serie «Sons of Anarchy», aus dem Geiste Shakespeares, erscheint nun auch in Deutsch auf DVD.
Von Wolfram Knorr

Im zweiten Akt betritt Hamlet lesend die Bühne, was die Shakespeare-Exegeten bis heute grübeln lässt: Was liest der Kerl? Jax Teller (Charlie Hunnam) macht daraus kein Geheimnis: Er liest das Manuskript seines verstorbenen Vaters. Aber Jax ist nicht von edlem Geblüt, sondern ein Rocker, der Kronprinz einer Harley-Gang. Sein Dad hatte einst aus hippiesker Easy-Rider-Romantik den Klub gegründet und in seinen Memoiren den Niedergang zu einem ordinären Mob kommen sehen. Tatsächlich ist vom Aussteiger-Ideal nichts mehr geblieben. Unter der neuen Führung des Stiefvaters Clay Morrow (Ron Perlman) und Jax' Mutter Gemma (Katey Sagal) wurde eine brutale Gang daraus, die mit Waffen und Drogen dealt, Bürger bedroht, Konkurrenten brachial ausbootet, die Polizei besticht. Jax, blond und blauäugig, gerade Vater geworden, wird der Mutter, dem Stiefvater und den Geschäften gegenüber distanzierter, zunehmend skrupulös – kein Zweifel, Jax Teller ist Hamlet, ein Hamlet aus der Rocker-Szene.

Geht das? Bei Shakespeare immer, der das Deftige liebte. Kurt Sutter, Schöpfer der Serie «Sons of Anarchy», bewies Gespür dafür, den Niedergang des amerikanischen Traums an Aussteigern wie den Hells Angels (von Ex-GIs gegründet) festzumachen und zum anderen dabei frech, und nicht sklavisch, nach «Ham-

let» zu greifen («Etwas ist faul im Staate Dänemark»). Allein aus der Bagage, die um den Dänenprinzen rotiert, eine Bande abgehalfterter, alter, morscher Windbeutel zu machen, denen längst jede Moral für ihr Tun abhandengekommen ist, hat magnetische Kraft. In düsteren Kutten auf donnernden Harleys karriolen die Freibeuter mit rüdem Gebaren durchs kalifornische Charming (!) und machen alles platt, was sich ihrer Profit- und Macht-Wallungslust widersetzt. Da tangiert «Sons of Anarchy» die realen Hells Angels, deren kaltschnäuzige Mafia-Methoden wieder mal Schlagzeilen machen.

Frauen haben in solchen Kumpel-Horden nichts zu melden, bei Kurt Sutter aber doch: Gemma. Zwischen den Testosteron-Rülpeln, von denen der wölfischste ihr Mann ist, wird ihr Brünhild-haft durchtriebenes Verhalten erst so richtig plausibel. Mit einem Lächeln, so glaubhaft wie ihr Nagellack, hält sie – und nur sie – den Laden zusammen. Eine verblüffende Frauenfigur, von Katey Sagal (als Tussi-Gattin von Al Bundy bekannt geworden) zwischen Muttertier und weiblichem Machiavelli angesiedelt, durchschaut die grauslich aufgeplusterten Gockel, die sich hinter ihrem antibürgerlichen Outfit verstecken. Sutter hält raffiniert die Balance zwischen Sympathie und Antipathie seines derben Personals; genau daraus entsteht der starke Sog. «Sons of Anar-

chy» ist ein Produkt des US-Kabelsenders FX, der sich mit «Nip/Tuck» und «The Shield» einen Namen als kompromissloser Serienproduzent gemacht hat. Was die jüngste Serie, von der die 6. Staffel in Produktion ist, aufs beste beweist (1. Staffel, Deutsch/Englisch mit UT und Bonus). ★★★★★☆

Weitere Serien

Braquo — Der *film policier* wird gerne mit der US-Variante gleichgesetzt, was falsch ist. Auch die französische Serie von Olivier Marchal gilt als Frankreichs Antwort auf die Cop-Serie «The Shield». «Braquo» aber steht in der Tradition des Unterweltkinos à la Jean-Pierre Melville. Es geht um Spielregeln, einen moralischen Kodex, den die Franzosen zelebrieren. Genau das macht die französische Serie zu etwas ganz Besonderem. Extrem düster, geht es um ein *strike team*, um fünf Cops, von denen Max von der Dienstaufsicht der Korruption angeklagt wird und sich erschießt. Die restlichen vier versuchen, die Vorwürfe zu widerlegen. Das zieht sie immer tiefer in die Illegalität. Das Team, bestehend aus dem Chef Eddy, der Polizistin Roxane, einem jungen Süchtigen und einem Familienvater, das den Karren aus dem Dreck zu ziehen versucht, gerät in einen wahren Mahlstrom totaler Düsternis. Olivier Marchal entfaltet die Story höchst raffiniert, die schliesslich in Politik-Kreisen endet. In Melvilles «Le cercle rouge»



Hochspannung: «Braquo» aus Frankreich.

Fragen Sie Knorr

Weshalb schaffen es Serien wie «Borgen», «Homeland», «Girls» et cetera, interessante Frauen in den Mittelpunkt zu stellen, Filme aber nicht. Wo sind die Heldinnen? B. W., Zürich



Na ja, es gibt sie noch. Jennifer Lawrence (22) in «Winter's Bone» oder in «Silver Linings Playbook» gehört dazu. Aber es ist richtig, sie werden schrecklich rar. Das US-Kino, dessen Produktionen immer teurer werden, glaubt, sich auf sein «Zielpublikum» konzentrieren

(1970) mahnt der Polizeipräsident den Kommissar: «Denken Sie daran, niemand ist unschuldig», um sich darauf die Akte des Kommissars bringen zu lassen. Genau davon handelt die zappendustere, hochspannende Serie, von der zwei Staffeln vorliegen (Französisch mit englischen Untertiteln). ★★★★★

Girls — Nach dem durch und durch verlogenen «Sex and the City»-Hype landete die Alternative über eine Gruppe völlig durchschnittlicher New Yorkerinnen einen Hit –



Sehr wahrhaftig: «Girls» mit L. Dunham (2.v.l.).

und völlig zu Recht. Die Mittelklassefrauen, allen voran Hauptdarstellerin, Autorin und Regisseurin Lena Dunham (27) als Hannah, wollen der Banalität und ihrer eigenen sozialen Schicht entkommen und richtig leben und geniessen. Das gelingt nur mässig, weil sie fürs eigene Auskommen sorgen müssen. Ziemlich schamlos, aber sehr wahrhaftig (1. Staffel, Deutsch/Englisch mit UT). ★★★★★☆

Game of Thrones — Es tobt der Bürgerkrieg in Westeros. Auch die zweite Staffel, die endlich in einer hübschen Ausgabe erschienen ist, hält das Niveau der ersten. Das mag diesmal etwas ruhiger angehen, aber das raffgierige Typen-Personal ist einfach brilliant. Allen voran Peter Dinklage als kleinwüchsiger Intrigant Tyrion Lannister. Das ist Fantasy vom Besten (2. Staffel, mehrsprachig, UT, Bonus). ★★★★★

zu müssen (die Teenies), die nur Kracher wollen. Da bleibt kaum Zeit für Frauen; und selbst in den Teenager-Klamotten sind sie nur Furien (Mütter) oder Kreischtussis. Filme mit Frauenrollen sind Minderheiten-Filme. Dass in den TV-Serien die Situation (Gott sei Dank) anders ist, liegt an den idealen Bedingungen fürs epische Erzählen, was wiederum mehrheitlich ältere Jahrgänge anspricht. Die ideale Voraussetzung für echte Konflikte und interessante Frauen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Bumann, der Sozialarbeiter

Von David Schnapp

Die schlechte Nachricht kommt zum Schluss, das Restaurant «Am Bächli» gibt es nicht mehr, es soll im Sommer 2013 an einem neuen Ort wieder aufgehen.

Wir sind in Kreuzlingen, Schauplatz der neuesten Folge von «Bumann der Restauranttester». Der Titel der erfolgreichen Sendung auf 3+ ist irreführend. Daniel Bumann, Spitzenkoch aus dem Wallis und Chef im «Chesa Pirani» in La Punt ist gar kein Restauranttester. Er ist vielmehr Sozialarbeiter, Mediator, Menschenversther. Man kann in seiner Sendung nicht sehr viel übers Kochen lernen, lernt dafür aber die Schweiz von einer eher unbekannt Seite her kennen. Ein «metaphysisches Gruseln» (Mani Matter) packt einen, wenn man den verzweifelten Existenzen zusieht, die versuchen, ihren Lebensunterhalt mit einer Beiz zu verdienen, aber kaum rechnen können, planlos durch harte, lange Tage stolpern und am Ende glücklich sind, wenn sie von Bumann Geschirr aus der Brockenstube bekommen und eine neue Gläserpülmaschine.

Wenn Bumann irgendwo auftaucht, ist es meistens schon zu spät. Wer sich an einen Fernsehsender wendet, weil sein Restaurant nicht läuft, ist in der Regel ein hoffnungsloser Fall. In der Sendung über Francesca, ihren Sohn Cyrill und ihr Restaurant «Am Bächli» geht es 50 Minuten lang nur am Rande darum, was auf den Tisch kommt. Die Wirtin konnte die Miete noch gar nie bezahlen, Bumann hilft, den Vermieter zu überzeugen, ihr noch eine letzte Chance zu geben. Dass der Koch der Köchin erklären muss, dass Karotten besser schmecken, wenn man sie dünstet statt dämpft, weckt dann schon grundsätzliche Zweifel.

Dramaturgisch ist der «Restauranttester» brilliant gemacht, Bumann ist eine Idealbesetzung, weil er die Nähe der Leute sucht und ihre Sprache spricht, wenn er banale Erkenntnisse wie «Weniger ist manchmal mehr» doziert. Irritierend ist das Musikkonzept, penetrant drängen sich immer neue, unpassende Popsongs in den Vordergrund. Das ist so überflüssig wie schlechtes Essen.

Bumann der Restauranttester:
Montag, 20.15 Uhr, auf 3+

Zwei Prinzen und ein Monarch

Rätselhafter «König von Ägypten» an der Museumseröffnung; ein Sitzplatz-Crasher an der Filmpremiere. Von *Hildegard Schwaninger*



Gute Kontakte: Andress, Righetti, Brogli an der Eröffnungsfeier in Roggwil.

Der 56-jährige **René Brogli** ist ein bescheidener Mann aus einfachen Verhältnissen, der als Schreiner und Immobilienunternehmer zu Geld kam. Seine Passion ist die Kunst, seine Sammlung *Bromer Art Collection* stellt er in seinem Museum in Roggwil AG aus. Das Sympathische daran: Man merkt, dass ein Liebhaber gekauft hat, was ihm gefällt, und nicht, was ihm ein Kunstexperte empfohlen hat. Um sein Museum bekannt zu machen, hatte er für die Organisation der Eröffnungsfeier, die letzten Samstagabend stattfand, den Berner PR-Mann **Claudio Righetti** verpflichtet.

Dank seinen guten Kontakten konnte Righetti den Superstar **Ursula Andress** engagieren und das Promi-Magazin «Glanz und Gloria», um über den Abend zu berichten. Die Gäste konnten im Hotel «Bären» in Langenthal übernachten. Von **Vera Dillier** (selbsternannte Jetset-Lady) bis **Pino Gasparini** (Sänger) und **Urs Althaus** (Ex-Dressman, Schauspieler, Buchautor) war alles da, was in Zürich Promi-D-Status hat, und die Prinzendichte war relativ hoch. Immerhin hiess jemand Schaumburg-Lippe und jemand Hohenlohe.

Als Righetti auch den «König von Ägypten» begrüßte (es handelte sich um einen Nachfahren von König Faruk) und ihm für sein Kommen dankte, war man doch etwas verwirrt. «Bin ich im falschen Jahrhundert?», mag sich mancher gefragt haben, oder ist es so, dass

auch PR-Helden viel Schaum schlagen? Mission erfüllt! So oder so: Die *Bromer Art Collection* in Roggwil ist somit bekannt.

Der Zürcher Zahnarzt **Vaclav Velkoborsky** brüstet sich gern mit seinen Kontakten zu Weltstars. Weil seine Zahnpasta «Swissdent» die Zähne aufhellen soll, benützen sie die Begüterten, und Velkoborsky wurde zum mehrfachen Millionär. Seit die Dokumentarfilmerin **Astrid von Stockar** für das Schweizer Fernsehen einen Film über den geschäftstüch-



Talente: Zahnarzt Velkoborsky mit Begleitung.

tigen Tschechen drehte, ist er berühmt, und seine Kollegen wundern sich, wie er das macht. Anschauungsunterricht über Velkoborskys Talente kriegte man an der Premiere von

«Kon-Tiki» im Kino «Corso». Der war fast so spannend wie der Film über den norwegischen Abenteurer Thor Heyerdahl.

Velkoborsky kam mit blonder Begleitung und sah flugs, dass er vorne beim Fussvolk hätte sitzen sollen, denn auf der Estrade war nur für VIPs reserviert. Nach dem Motto «Frechheit siegt» setzte er sich trotzdem hin – und zwar gleich in die erste Reihe. Weiter hinten sassen Zeitungsbesitzer **Hans Heinrich Coninx**, Filmpreisträger **Fredi M. Murer**, Schauspielerin **Tonia Maria Zindel**, Unternehmer **Thomas Schmidheiny**, alt Stadtpräsident **Thomas Wagner** et cetera. Es dauerte nicht lange, da erschien Verleger **Jürg Marquard** mit seiner Frau **Raquel**. Velkoborsky und die Blondine sassen auf ihrem Platz (die Plätze waren mit Namen angeschrieben). Velkoborsky & Co. rückten zwei Plätze weiter. Ohne mit der Wimper zu zucken und ohne die geringsten Anstalten, den Platz zu räumen, der ihnen nicht zustand. Es ging nur wenige Sekunden, da hatte Raquel Lehmann die Visitenkarte Velkoborskys in der Hand. Diese Keckheit brachte natürlich die ganze Sitzordnung durcheinander. Löste ein ziemliches Chaos aus (die Platzanweiserinnen kamen gar nicht auf die Idee, der wie ein VIP-Normalo aussehende Velkoborsky könne ein Sitzplatz-Crasher sein), als – die Wichtigsten kommen immer zuletzt – Filmfestival-Lady **Nadja Schildknecht** und Banker **Urs Rohner** auftauchten. Velkoborsky, bei der After-Party



Premiere: «Kon-Tiki»-Crew mit Suter (3.v.r.).

im «Bellevue Club» auf seine Verletzung der gesellschaftlichen Regeln angesprochen, meinte: «Ich bin damit durchgekommen.»

«Kon-Tiki» wurde von DCM produziert, der Filmgesellschaft, die **Christoph Daniel**, **Marc Schmidheiny**, **Joel Brandeis** und **Dario Suter** gehört. Dario Suter ist der Sohn von Karl Suter, der Regisseur und Textautor des Schweizer Dialekttheaters war. Seine Mutter ist die Schauspielerin **Marion Jacob Suter**, die nach **Karl Suter** mit dem Geschäftsmann und Kunstsammler **Michael Schwabacher** verheiratet war. Marion Suter sass an der Premiere von «Kon-Tiki» eine Reihe hinter Velkoborsky.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Handgeschmiedetes Glück

Die Notariatsfachangestellte Fiona Hermann, 33, und der Bauingenieur Dominic Joray, 34, heiraten im Mai. Bei den Eheringen stellten sie kreatives und handwerkliches Geschick unter Beweis.



«Wir lachten viel»: Liebespaar Joray-Hermann.

Fiona: Kennengelernt haben wir uns am Ende einer Party, wir wollten uns beide ziemlich angeheitert auf den Weg nach Hause machen. Dominic sprach mich vor dem Ausgang an. Die Chemie stimmte sofort. Wir tauschten die Handy-Nummern aus und stellten am übernächsten Tag fest, dass wir einander auch in nüchternem Zustand toll finden.

Dominic: Es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Die Stimmung war locker, wir lachten viel. Die Zeit verflog im Nu. Der Zufall wollte es, dass wir am Gründonnerstag bereits für die gleiche Party mit Freunden verabredet waren. Das nächste Treffen war somit in die Wege geleitet. Wir tanzten die Nacht durch, und zum ersten Kuss kam es in den frühen Morgenstunden. In der Zwischenzeit wissen wir: Grundsätzlich haben wir sehr ähnliche Vorstellungen, wie wir unser Leben gestalten und verbringen wollen. Bei Interessen und Weltanschauung haben wir nicht immer die gleiche Meinung, was wir aber gegenseitig akzeptieren. Dabei ist uns der gegenseitige Respekt immer wichtig und wertvoll.

Fiona: Gegen Ende unserer einjährigen Weltreise fuhren wir mit dem Jeep durch Tibet Richtung Nepal. Frühmorgens machten wir uns auf den Weg, um den Mount Everest bei

Sonnenaufgang zu sehen. Beim Mount Everest Base Camp ging Dominic auf die Knie, packte das heimlich in Xian erworbene Silberringchen aus und wollte mir die Frage aller Fragen stellen, doch vorerst blieb sie ihm im Hals stecken. Weinend vor Freude, war für uns dennoch klar, dass wir unser Leben gemeinsam und verheiratet verbringen wollen. Ein paar Monate vor der Hochzeit beschlossen wir, unsere Eheringe nicht einfach zu kaufen, sondern sie selbst herzustellen. Durch die gleiche Produktionsart, das Bearbeiten mit ähnlichen Werkzeugen und dem gleichen Material erhalten die Ringe eine Gemeinsamkeit. Dennoch entstehen zwei einzigartige Ringe. Als Material wählten wir Weissgold, die Gravuren entsprechen unseren Handschriften.

Dominic: Gemeinsam entdeckten wir etwas Neues: Wir waren beide noch nie bei einem Goldschmied und stellten erst recht noch nie selbst Schmuck her. Die gemeinsame Arbeit an den Ringen verfügt über eine Symbolik, die zu derjenigen der Ehe und der Liebe passt: Viele Schritte führen zu einem wunderbaren Resultat. Etwas schwierig war es, sich – angesichts eines grünen Wachsrings – das prachtvolle «Endprodukt» vorzustellen.

Fiona: Die Rohlinge aus Wachs wurden an der Drehbank erstellt, und diese Teile bearbeiteten wir anschliessend nach unseren Vorstellungen. Danach wurde der strukturierte Wachsrings beim Spezialisten in Weissgold gegossen. Die abschliessende Feinarbeit am gegossenen Ring – der über ineinanderlaufende und ineinander verschlungene Rauten verfügt – nahmen wir ebenfalls selbst vor. Es entstanden wunderschöne und einmalige Schmuckstücke. Einzig die Brillanten in meinem Ring konnte ich nicht selber anbringen, sie werden durch einen Spezialisten eingefasst. Mit diesen Unikaten, die wir uns am 3. Mai überreichen, besiegeln wir eine Liebe, die hoffentlich ewig dauern wird.

Hochzeitsringe selbst herstellen:
www.neunvonsieben.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Solidarschaden

Von Andreas Thiel —
Das sozialstaatliche Schadensobligatorium.

Richter: So, hier haben wir also die Dreierbande, welche den anwesenden Geschädigten um mehrere hunderttausend Franken erleichtert hat. Wurde die gestohlene Summe sichergestellt?

Gerichtsschreiber: Das Geld, um welches es hier geht, wurde von den drei Herren bereits an der Börse verspekuliert.

Richter: Sind die Diebe nicht imstande, den gestohlenen Betrag zurückzuerstatten?

Gerichtsschreiber: Im Gegenteil, sie fordern den verspekulierten Betrag vom Geschädigten ein.

Richter: Der Geschädigte soll auch noch für den Verlust des gestohlenen Geldes aufkommen?

Gerichtsschreiber: Der Betrag wurde dem Geschädigten nicht gestohlen. Er wird vom Geschädigten geschuldet.

Richter: Aber der geforderte Betrag wurde von den Dieben doch bereits verspekuliert?

Gerichtsschreiber: Es handelt sich hier nicht um Diebe. Die drei Herren sind nicht die Angeklagten, sondern die Kläger.

Richter: Und der Geschädigte?

Gerichtsschreiber: Ist der Angeklagte. Die Herren sind von der Steuerbehörde, der Pensionskasse und der AHV. Sie fordern vom Angeklagten mehrere hunderttausend Franken.

Richter: Und wieso will der Angeklagte diese nicht bezahlen?

Gerichtsschreiber: Er hat das Geld selber an der Börse verspekuliert.

Richter: Dann müssen die Kläger halt auf ihre Forderungen verzichten.

Gerichtsschreiber: Das können sie nicht.

Richter: Wieso nicht?

Gerichtsschreiber: Weil sie das Geld des Angeklagten ebenfalls in seinem Namen an der Börse verspekuliert haben.

Richter: Und der Angeklagte soll nun auch noch für diesen Schaden aufkommen?

Gerichtsschreiber: Genau.

Richter: Ich frage mich, wann es so weit ist, dass ich als Richter wegen mangelnder Urteils-kraft verwahrt werde.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Von Peter Rüedi



Gibt es eine Renaissance des Chardonnay? Eben hat Freund Kilchmann in der *Sonnentagszeitung* die Trendwende ausgerufen: Das ABC-Menetekel («Anything but Chardonnay!») sei gebannt, die durch fette, überholzte Überseeeweine in Verruf geratene Sorte sei zurück im Geschäft, auch in Australien, Neuseeland, Südafrika würde sie mit Finesse vinifiziert. Stimmt alles – aber schon länger. Und im Burgund, auf dem Olymp des Chardonnay, war der Ruf ohnehin nie ruiniert. Wem wäre es je in den Sinn gekommen, einen grossen Montrachet in einem Atemzug mit den interkontinentalen Banalitäten aus dem Supermarktsortiment zu nennen? So gesehen kann der Chardonnay nicht zurück sein, weil er gar nie weg war.

Gilt auch für andere europäische Appellationen als die des Burgunds. Wie etwa die südtirolische Kellerei Terlan beweist, eine Genossenschaft, die durch vorbildliches Marketing genossenschaftlichen Mief aus ihrem Erscheinungsbild fegt, vor allem aber mit den Weinen selbst längst das Vorurteil widerlegt, kooperative Organisationsformen seien zur Produktion von Spitzenerzeugnissen sozusagen aus ideologischen Gründen nicht in der Lage. Blödsinn, wenn auch nicht leicht aus der Welt zu schaffen. So erfand man in Terlan den «Raritätenwein», so etwas wie ein genossenschaftliches Adelsprodukt. Heuer ist es ein Chardonnay, und zwar, wir staunen, einer aus dem Jahr 2000. Denn der Raritätenwein soll nicht nur Klasse beweisen, sondern, und das ist erst recht eine pioniermässige Anstrengung, die Lebensdauer substanzieller Weissweine. Wenn sie denn nur richtig vinifiziert sind.

Im Fall des Terlaner Chardonnay 2000 heisst das: ein Jahr im grossen Holzfass, dann, auf der Feinhefe, mindestens zehn Jahre im Stahltank. Von der Rarität 2000 wurden am 21. 8. 2012 ganze 3340 Flaschen abgefüllt. Hat natürlich seinen Preis, aber auch einen grossen Reiz: fabelhaft frische Nase, changierende Aromatik (Kräuternoten, Kamille, Aprikose, Brotkruste), ausbalancierte Säure, tolle Mineralik – ein eleganter, jugendlicher, vielschichtiger grosser Chardonnay. Haltbar bis mindestens 2025.

Kellerei Terlan: Alto Adige Terlaner Chardonnay 2000 (Rarität). 13%. Fr. 99.–. Zanini. www.zanini.ch

Zwei Gadgets und ein Zeichner

Von Jürg Zbinden

1 — Die Nikon Coolpix A ist mit nicht einmal 300 Gramm ein Leichtgewicht. Die Kompaktkamera erreicht mit 16,2 Megapixeln die Leistungsstärke einer digitalen Spiegelreflexkamera. Der DX-Bildsensor ist derselbe wie in bedeutend grösseren Nikon-Spiegelreflexkameras, zum Beispiel der D5100, und die Coolpix A ist die kleinste Kamera der Welt mit DX-Sensor. Sehr beeindruckend ist die Qualität der Nahaufnahmen, diese sind gestochen scharf. Weniger überzeugend geraten Porträtaufnahmen, und die Schnelligkeit des Autofokus ist eher durchschnittlich. Der Verkaufspreis der neuen Nikon Coolpix A: ab Fr. 975.–. Im Fotofachhandel erhältlich sowie unter www.digitec.ch (Art. Nr. 266925).

2 — Der Name des «Varius Art Sketchers» von Caran d'Ache ist Programm. Das technisch ausgefeilte Skizzierwerkzeug besitzt einen integrierten Radiergummi und einen Bleistiftspitzer sowie widerstandsfähige, farbige Minen, welche es der Zeichnerin oder dem Zeichner ermöglichen, die Skizzen unter optimalen Bedingungen trocken oder nass anzufertigen. Mit seinem Schaft aus Ebenholz, mit Attributen aus Palladiumplatin versehen, ist der «Varius Art Sketcher» eine Hommage an die Verbindung edelster Materialien mit der Suche nach Perfektion in den Formen. Das Platin bereichert die organische und lebendige Schönheit des Holzes mit einer zeitgenössischen Note. Es verleiht dem Minenhalter nicht nur eine moderne Ästhetik, sondern gewährleistet auch eine ausgezeichnete Beständigkeit gegen Oxidation und Korrosion. Der empfohlene Verkaufspreis liegt bei Fr. 690.–. Im ausgewählten Papeteriefachhandel.

3 — Das Original-Radio Mini von Philips ist die kleine Schwester des letztes Jahr mit Erfolg lancierten Geräts im Retro-Look. Es sieht zwar aus wie von gestern, hat aber viel Technik von heute eingebaut: Via Bluetooth-Funktechnologie kann Musik von Tabletcomputern und Smartphones gespielt werden, Radio wird über DAB+ und UKW empfangen, und über eine kostenlose App kann Musik von einem Online-Dienst wie dem aktuell sehr beliebten Spotify empfangen werden. Auch verfügt das Gerät über einen zuverlässigen Weckdienst, für Siebenschläfer mit Schlummerfunktion. Das Philips Original-Radio Mini ORT2300C in der Farbe Creme ist für Fr. 199.– im Fachhandel erhältlich.





Auto

Die grosse Fahrt

Wer lange Strecken alleine zurücklegt, ist froh um ein Reisemobil wie den BMW 650i Gran Coupé. Von David Schnapp

Kürzlich hatte ich die Idee, durch Europa zu fahren, wobei mich Europa als solches nicht sonderlich interessierte. Meine Ziele waren elf Top-Restaurants in Westdeutschland, Belgien, Frankreich und den Niederlanden (s. Spalte rechts), die meisten davon ausgezeichnet mit drei Michelin-Sternen. Das Vorhaben war einigermassen ambitiös, rund 2500 Kilometer in sechs Tagen, wobei ich alleine unterwegs war. Es ging also darum, ein Auto zu finden, das mich möglichst ermüdungsfrei auch einmal über 550 Kilometer vom Mittag zum Abendessen bringen konnte, dabei ebenso komfortabel wie sportlich sein sollte, sicher natürlich, und es sollte gut aussehen, man will ja *in style* reisen und ankommen.

Das perfekte Auto dafür, so dachte ich davor und wusste es vor allem auch danach, war das Gran Coupé von BMW, ausgestattet mit dem Viereinhalb-Liter-Achtzylinder-Motor sowie dem Allradantrieb xDrive (man hatte es zwischendurch auch mit winterlichen Verhältnissen zu tun). Der Wagen ist schon durch seine Grundform eine elegante Erscheinung, das lässt sich steigern in der BMW-Verschönerungs-

abteilung «Individual», wo etwa weite Teile des Innenraums mit herrlich weichem Leder (Farbe: Cohibabraun) bespannt wurden. Dann fühlt man sich auf dem Fahrersitz so wohl wie in der Suite eines Fünfsternehotels.

Auf unbekanntem Feldwegen

Wer Hunderte von Kilometern alleine auf der Autobahn unterwegs ist, lernt technische Vorzüge schätzen wie das Head-up-Display, die Radar-Abstandsautomatik oder die Spurverlassenswarnung, die es zwar alle nicht umsonst gibt, die einem das Leben unterwegs aber sehr viel einfacher und schöner machen. Oder eine Sound-Anlage von Bang & Olufsen und ein Navigationssystem, das mich in mir völlig unbekanntem Gegenden, selbst über irgendeinen Feldweg in Flandern, zuverlässig geführt hat.

Der BMW 650i ist ein hervorragendes, hochkomfortables Autobahnauto, der Achtzylinder mit Doppelturbo beschleunigt in 4,5 Sekunden auf 100 km/h, und nicht viel länger dauert es bis 200 km/h. Zwischen 5500 und 6000 Umdrehungen stehen 450 PS Leistung an, welche die über zwei Tonnen schwere Limousine souverän voranbringen. Die Achtgang-Automatik schaltet weich, und der Benzinverbrauch pendelte sich bei 12,5 Litern ein, was ein respektable Wert ist für dieses Auto mit diesem Motor. Am Ende hatte ich eine Woche lang ausgezeichnet gegessen und war davor und danach sehr vergnügt unterwegs.

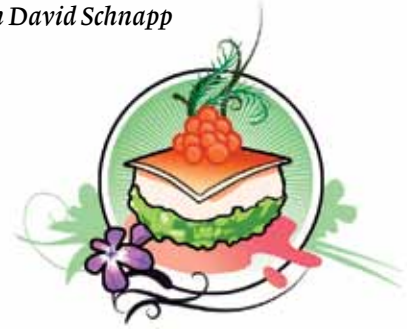
BMW 650i xDrive Gran Coupé

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 130 400.–, Testwagen: Fr. 193 620.–

Zu Tisch

Weltklasse

Von David Schnapp



Ende April wird in London im Rahmen der «World's 50 Best Restaurants» wieder das beste Restaurant der Welt bestimmt. Über den Wert solcher Listen kann man streiten, aber diese ist ein guter Gradmesser dafür, welche Entwicklungen die Haute Cuisine macht. Eine der interessantesten Gegenden, was diese Entwicklungen angeht, ist der Norden Europas, wo in Belgien, den Niederlanden, Dänemark oder Schweden grossartige Köche arbeiten.

Zugegeben, ich war noch nie im «Noma» in Kopenhagen, wo René Redzepi medienwirksam seine radikale Regionalküche vorführt. Das beste Restaurant der Welt (das ich kenne) habe ich im Süden der Niederlande, nahe der belgischen Grenze gefunden: Das «Oud Sluis» war ein Familienrestaurant, bevor es Sergio Herman 1991 von seinem Vater übernahm und an die Spitze der internationalen Restaurantführer setzte: Drei Sterne im «Guide Michelin» und 20 Punkte im «Gault Millau» sowie Platz 21 der «50 besten Restaurants» – das kann kein zweiter Küchenchef vorweisen.

Vergleichbar mit dem Schweizer Drei-Sterne-Koch Andreas Caminada, bietet Herman ein Gesamterlebnis, das weit über einige perfekte Gerichte aus edlen Zutaten hinausgeht. Die Perfektion umfasst hier die Inneneinrichtung, den Service, den Wohlfühlfaktor, die Inszenierung und natürlich das Essen, das leicht, frisch und aufregend ist, immer wieder Staunen hervorruft und «ab und zu ein Lächeln», wie es Herman in einem kurzen Gespräch nach dem bezaubernden Lunch sagt. Sieben Appetizer, fünf Gänge, drei Desserts sowie Friandises umfasst das Menü (210 Euro) mit vielen Zutaten aus dem Wasser (die Nordsee ist nur sieben Kilometer entfernt): Herz- und Schwertmuscheln, Aal, Hummer, Krabben, Austern oder Glattbutt, kombiniert mit viel Gemüse, Kräutern, frischen Blättern, leichten Saucen, Cremes oder Vinaigretten und asiatischen Aromen. Es ist grossartig, aber braucht Geduld, das «Oud Sluis» ist auf Monate hinaus ausgebucht. Warten lohnt sich unbedingt.

Oud Sluis, Beestenmarkt 2, 4524 EA Sluis (NL).
Tel. +33 (117) 46 12 69. Montags und dienstags geschlossen. www.sergioherman.com
Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



«Es braucht eine gewisse Überheblichkeit»: Konzertpianist Schnyder, 39.

MvH trifft

Oliver Schnyder

Von Mark van Huisseling — Was macht einer der besten Schweizer Pianisten den ganzen Tag? Und weshalb eigentlich?

An einem Morgen im April kündete die Moderatorin auf SRF 2 Kultur, dem Radiosender, den ich werktags zwischen 7.00 und 7.45 Uhr höre, Oliver Schnyder an, «einen der namhaftesten Schweizer Pianisten der Gegenwart» (der 39-Jährige hat etwa in New York und Baltimore studiert, spielte mit dem Tonhalle-Orchester Zürich unter David Zinman oder dem WDR-Sinfonieorchester Köln). Man könnte einwenden, wie Tilda Swinton es machte, als ich ihr sagte, sie werde als Underground-Superstar beschrieben, das sei wie «Riesencrevette» – auch die grösste sei noch ziemlich klein. Doch mir macht es Eindruck, wenn einer Begabung hat und sich für ein Künstlerleben entscheidet.

«Wie sieht Ihr Tag aus?» – «Wenn ich von zu Hause aus agiere – und das ist mein Grundaggregatzustand, ich habe mein Studio im Haus, mit den beiden Flügeln drin –, verbringe ich fünf, sechs Stunden am Tag am Instrument, schaffe am Repertoire. Ungefähr

gleich viel Zeit verbringe ich am Computer. Auch wenn man ein Management hat, muss man sich um sehr vieles kümmern und sehr vieles entscheiden.» – «Wovon leben Sie?» – «Jetzt kann ich gut leben von der Musik, das war nicht immer so. Aber ich musste nie den Entscheid fällen, Pianist zu werden, ich war es immer schon. Sie haben sicher auch schon als Kind geschrieben...» – «Tatsächlich. Sind Sie Angestellter des Zürcher Tonhalle-Orchesters?» – «Nein, ich bin völlig freischaffend. Als Pianist kann man keinen fixen Job haben.» – «Auch nicht als Solist; ist doch eine wichtige Stelle, wenn Sie sagen: «Ich komme übrigens nicht heute Abend...»» – «Die Frage ist berechtigt. Sänger zum Beispiel haben einen Vertrag über eine Spieldauer. Bei uns ist es so, wir haben einen Vertrag, mit einem verhandelbaren Honorar, und der gilt für ein Konzert.»

«Gratuliere zur neuen CD [Oliver Schnyder Trio, Schubert, «Die Klaviertrios»], wie viele

Leute werden diese hören?» – «Ich habe keine Ahnung. Mit Kammermusik bei einem Major-Label – ich mache ja alles bei Sony – reinzukommen, ist nicht selbstverständlich, weil Kammermusik verkauft sich wirklich nicht gross. Aber trotzdem, diese CD wird auf der ganzen Welt vertrieben, das sind schon ein paar tausend Stück.» – «Was ist der Antrieb, Stücke, die meistens schon von anderen, oft Musikgiganten, aufgenommen wurden, neu aufzunehmen, dafür jahrelang zu arbeiten und dann ein paar tausend Leute zu erreichen?» – «Ein ideeller Wert, wie ein Familienalbum; eine CD ist die einzige Möglichkeit für einen Musiker, eine Momentaufnahme zu machen. Und der wichtigste Nebeneffekt ist die Konzertakquisition. Wegen der Giganten: Man bewundert diese, aber wir haben bei solchen studiert, quasi die Atemluft mit ihnen geteilt... Es braucht eine gewisse Überheblichkeit, aber zu dem, was ich aufnehme, bin ich überzeugt, etwas Gültiges sagen zu können.»

«Ich stelle mir vor, es gibt wenig Zuhörer, die beurteilen können, was Sie machen.» – «Wenn einer sagt, es habe ihn berührt oder bewegt, was ich spiele, dann ist das der grösste Lohn für mich. Ich brauche niemanden, der mir zeigt, dass er etwas über Musiktheorie weiss.» – «Im *Landboten* stand über einen Auftritt von Ihnen: «Das Finger-Legato des Zürcher Pianisten Oliver Schnyder und seine wohldurchdachte, feine Agogik, aber auch seine perlig-frischen Läufe begeisterten das Publikum.» Versteht die Autorin das?» – «Wie wirkt es auf Sie?» – «Ich überlege mir, weshalb jemand, der entweder so viel weiss oder so gut bluffen kann, beim *Landboten* in Winterthur gelandet ist.» – «Wer hat's geschrieben? Sibylle Ehrismann? Die kenne ich, das ist eine Musikwissenschaftlerin.» – «Was heisst «Agogik?»» – «Das ist ein musikalischer Begriff, von dem man nicht genau sagen kann, was er heisst, fast wie «Abseits» im Fussball. Was ich lustig finde: dass sie «Zürcher Pianist» schreibt. Ich lebe im Aargau und sie auch.» – «Sind Konzertkritiken wichtig für Sie?» – «Ich habe kein Argus-Abo. Und weiss nicht, wie repräsentativ Kritiken sind, ob das die Leute noch lesen. Ich hoffe aber, dass sie überleben, es ist eine Form von Wertschätzung von gesellschaftlicher Seite; lieber einen Verriess als Ignoranz.»

«Wer ist der beste Pianist aller Zeiten?» – «Der wichtigste: Franz Liszt vielleicht, man kann ihn halt nicht hören. Und der beste ist Rachmaninow. Oder der Rubinstein.» – «Welche Aufnahme muss man haben?» – «Chopins Klavierkonzerte von Krystian Zimerman mit dem Polish Festival Orchestra; «Rubber Soul» von den Beatles und «Sacred Love» von Sting.»

Sein liebstes Restaurant: «Sala of Tokyo», Limmatstrasse 29, Zürich, Telefon 044 271 52 90, und «Jägerhuus», Weidweg 4, Hertenstein, Telefon 056 282 36 46 («fürs beste Fleisch»)



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Erfindung der Tonfeder, 1783

Mit der Classique Grande Complication mit Minutenrepetition 7637BB, in reiner Tradition von Hand gefertigt, entwickelt Breguet die Minutenrepetition, die Königin der Komplikationen, weiter. Ein völlig neu konzipiertes Uhrwerk mit patentierten Innovationen und einer neuen Position der 1783 von Breguet erfundenen Tonfeder, die dem Schlagwerk eine kristallklar reine Klangqualität verleiht. Wir schreiben die Geschichte fort ...

www.breguet.com/inventions

